

Rolf Derenbach

Weltkenntnis und Lebensklugheit - wie es uns Immanuel Kant empfiehlt

Quintessenzen und Nachgedanken aus Kants "Anthropologie in pragmatischer Hinsicht"

*Oh Mensch, der du dir immer ein Rätsel vor deinen Augen bleiben wirst.
Ich vermag dich nicht zu fassen (Alexander Pope).*

Dem Menschen ist der Mensch das Interessanteste. Die Welt, wie sie nun einmal geworden ist, man muss sich vor ihr schützen, das Vertrauen muss wohl bedacht sein (Johann Wolfgang von Goethe).

Ein richtiger Verstand, geübte Urteilskraft und gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang des intellektuellen Erkenntnisvermögens aus; vornehmlich sofern dieses auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des Praktischen, d. h. zu Zwecken, beurteilt wird.

Weisheit, als die Idee vom gesetzmäßig-vollkommenen praktischen Gebrauch der Vernunft, ist wohl zu viel von Menschen gefordert. Aber auch selbst dem mindesten Grade nach kann sie ein anderer ihm nicht eingießen, sondern er muss sie aus sich selbst herausbringen. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drei dahin führende Maximen: das Selbstdenken, sich (in der Mitteilung mit Menschen) an die Stelle des anderen zu denken und jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Wir wollen jetzt sehen, um wie viel mehr oder wenig er es besser mache, wenn er unter Beleuchtung des Verstandes seinen Weg verfolgt.

(Immanuel Kant)

Publikation der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin

Berlin, im November 2015

ISBN 978-3-946234-49-4

ISBN print 978-3-929619-87-4

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
Kants Vorrede	9
Erstes Buch: Vom Erkenntnisvermögen	13
Zweites Buch: Von den Gefühlen der Lust und der Unlust	75
Drittes Buch: Vom Begehren	86
Literatur	112

Einleitung

Wer spricht denn da zu uns?

Wenn man sich so umhört, so wird mitgeteilt: Ein zwar für seine philosophische Wissenschaft sehr wichtiger, ein tiefer Denker, der epochale Werke verfasste, gewiss. Aber doch ein Weltabgewandter, ein Asket, jemand, der als Beispiel für den Forscher im Elfenbeinturm dienen kann. Zudem verließ er nie seine Heimatstadt Königsberg. Wie könnte so jemand über Fragen der Lebensklugheit mitreden können? Dieses Bild hat sich eingebürgert, aber es ist falsch. Kant hat eine lange Lebenszeit durchgemessen und dabei viele Wissensgebiete sich erarbeitet. Seine erste große Tat war naturphilosophisch, eine Kosmologie. Nach dem Studium war er zuerst Hofmeister, d.h. Erzieher und Lehrer der Kinder adliger Familien. Danach folgten viele Jahre als unbezahlter Privatdozent an der Königsberger Universität, seinen Lebensunterhalt verdiente er durch die Erträge aus Vorlesungen über eine sehr eindrucksvolle Liste von Lehrgebieten.

Einer, der sich auf ein Thema, die Erkenntnistheorie, ausschließlich konzentrierte war er nicht und ein staubtrockener, in sich gekehrter Stubengelehrter schon gar nicht. Darüber gibt es viele Zeugnisse von Teilnehmern an seinen Kollegs, viele davon, die nur wegen ihm sich von weit her nach Königsberg aufmachten. *Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein grei-sestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken bestimmte Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floss von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Vortrag. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken. Despotismus war seinem Gemüt fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant, sein Bild steht angenehm vor mir.* Der dieses schrieb war nicht irgendwer, sondern Johann Gottfried Herder, der selbst einer der großen Anreger des klassischen Zeitalters in Deutschland war. Schon dieses Zitat besagt, wie sehr Kant mitten im Leben stand. Sein geselliges Leben fand seinen schönsten Ausdruck in seinen oftmaligen Einladungen zum Mittagessen, über alles durfte dort gesprochen werden - nur nicht über Philosophie, auch dies ein schönes Zeugnis darüber wie weltneugierig dieser Jüngling war.

Erst mit 46 Jahren kam die Anerkennung als bestallter akademischer Lehrer und, befreit vom Zwang des Broterwerbs, begannen nun diese zwölf Jahre, an deren Ende er seine Epoche machenden Werke vorlegte, die drei "Kritiken", über die *Formen und Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt* - "intelligibel" bedeutet die Methode der Vernunft, sich Erkenntnisse zu verschaffen - so der Titel seine Antrittsvorlesung. Das erste Werk war die "Kritik der reinen Vernunft", da erklärt er die *Bedingungen der Möglichkeit zu denken*, über die Mannigfaltigkeit der Welt, das was die Neugierde *affiziert*, d.h. anregt, sich klare Vorstellungen zu schaffen. In den beiden folgenden, ebenso epochalen Kritiken schreibt er über die praktische Vernunft und über die Urteilskraft, dort geht es um den Menschen, um sein Verhalten, seine Sinnlichkeit, seine Sittlichkeit, seine Fähigkeit, das Nützliche in den Dingen zu erkennen, sich als weltoffener Mensch zu bewähren, sich von Ängsten und Zwängen zu befreien, alles Befähigungen, die dieser Jüngling vorgelebt hat.

1790 war mit Erscheinen der „Kritik der Urteilskraft“ die Arbeiten an seinen drei Hauptwerken beendet. Da war er 66 Jahre alt, 6 Jahre später hielt er seine letzte Vorlesung, 72 jähig, und weitere 8 Jahre später, im Februar 1804, starb er in seinem 80. Lebensjahr. Es entstanden in dieser Epoche seines Lebens die nachkritischen Werke, die sich u. a. mit den aufgeregten politischen Zeitläufen beschäftigen, so unter anderen die Schrift *Zum ewigen* (d.h. dauerhaften) *Frieden*, ein Plädoyer für die Völkerverständigung (1795), zugleich eine Aufzählung der Menschenrechte vor dem Zugriff einer eigen- wie streitsüchtigen Obrigkeit. Als er sehr alt geworden war, konnte er nur noch in Gedankenblitzen sein Wollen ausdrücken. Aber auch diese sind oft so erhellend, dass sie Rührung wie Bewunderung erregen. In seiner Zeit 80 Jahre alt zu werden, war höchst ungewöhnlich und umso mehr, wenn, wie bei Kant, *die Natur einen Menschen stiefmütterlich ausgestattet hat*. Sein schwacher Körper zwang ihn zu einer diätetischen Lebensweise.

Was ist denn eine Anthropologie?

Dem Menschen ist der Mensch das Interessanteste (Goethe). Man könnte, Pope zitierend, hinzufügen, auch das dunkelste. Alle Wissenschaften, die unter dem Oberbegriff Geisteswissenschaft zusammengefasst werden, sind letztlich anthropologisch, lebenskundlich. Philosophie und Anthropologie sind, was sie an Themen, Materialien und Schriften darstellen, weitgehend identisch. Wenn man eine Geschichte der Philosophie und eine der Anthro-

pologie liest, so wird man das gleiche Personaltableau vorfinden, also Platon, Aristoteles, Augustinus, Descartes, Pascal, Hobbes, Locke, Hume und Kant, um nur die bekanntesten zu nennen. Gleiches gilt für die Literatur zu den Begriffen Ethik und Moral. So kann man sagen: Eine Anthropologie (Menschenkunde) ist das aus Erfahrung und Nachdenken entstandene Wissen vom Menschen, das in einer Schrift niedergelegt ist. Eigentlich ist es erstaunlich, dass es wenig Anthropologien gibt, die dieses Wissen zusammenfassen. Umso dankbarer muss man sein, dass Kant dieses *Wagestück* auf sich genommen hat.

Die erste Aufteilung des Wissensgebiets geht davon aus, dass Menschen körperlich-biologische wie intellektuelle, zum Denken befähigte Lebewesen sind. So hatte auch Otto Casmann 1596 diese Doppelnatur gekennzeichnet, von ihm stammt auch das Wort Anthropologie. Und Kant sagt es so: Im Zweig der physiologischen Anthropologie richtet sich der Blick auf das, *was die Natur aus dem Menschen macht*, und in der philosophischen Anthropologie auf das, *was der Mensch aus sich macht*.

Wie ist Kants Beitrag zur Anthropologie entstanden?

Die Anthropologie ist das letzte von ihm redigierte Werk. Sie ist aber kein Alterswerk, denn anthropologische Vorlesungen hielt er seit 1770 in jedem Wintersemester. Im Wintersemester 1791 / 92 hatte ein Teilnehmer eine sehr ausführliche Mitschrift der anthropologischen Vorlesungen erstellt. Die von Kant zum Druck gegebene Fassung stammt aus dem Jahr 1798, da ist er 74 Jahre alt, ein, wie gesagt, sehr hohes Alter in seiner Zeit.

Womit beschäftigt sich ein Mensch, der nach heutigem Verständnis sich im Ruhestand befindet, seine letzte Lebenszeit genießen soll, auch wenn er physisch und psychisch immer schwächer wird, was Kant an sich selbst erlebt und mit bewegenden Worten beseufzt hat? Es liegt doch nahe, aus der Position des alten wie altersklugen Menschen sich keine heroischen Aufgaben mehr aufzubürden, sondern sich etwas einfacheres vorzunehmen, sich auf der Grundlage des erworbenen Wissens und der Werke mitzuteilen. Ohne despektierlich zu sein, kann man sagen, dass der vergnügte Jüngling, nun mit grauen Jahren, am Werke ist.

Im Vergleich zu den Kritiken, dort sind seine Adressaten die philosophischen Vorgänger und Zeitgenossen, schreibt er nun für ein Publikum aus jungen Menschen, die Teilnehmer an seinen anthropologischen Kollegs, und ein erweitertes Publikum, das der gebildeten Königsberger, die auch seine Kollegs besuchten, und schließlich das Lesepublikum seiner Zeit.

Und dies auch immer wieder in einem Plauderstil, d.h. erzählend, essayistisch, ab- und ausschweifend ist, bestimmt für ein Publikum, das er mitreißen will und, wie man aus Berichten weiß, mitgerissen hat.

Eine Anthropologie ist auch eine Pädagogik. Im Titel ist diese Absicht mit dem Begriff „Pragmatismus“ bezeichnet. Es geht darum, mit Hilfe des Intellekts Zwecke oder Ziele erkennen und diese sachgerecht zu verfolgen. Kant wendet sich an den Mensch des gesunden Menschenverstands. Dieser will Vernünftiges, erwirbt im Lauf seines Lebens einen Charakter und bildet ihn fortwährend aus, im Rahmen dessen, was er wissen kann, was er hoffen darf und was er tun soll. Kant geht, wie die meisten Aufklärer, davon aus, dass der Mensch nicht schlecht ist, dass er die notwendige Eigenliebe mit sozialem Wohlwollen verbinden kann. Es gibt in der Lebenszeit Kants Übelstände, die aus dem Machtgerangel der Monarchien- und Fürstenstaaten entstanden. Wohlwollen aber auch Misswollen (eine Wortschöpfung von Goethe) bestehen, und, wenn die Interessen aufeinanderstoßen, kann das Misswollen zur Furie werden. Aber die Dämonisierung des Menschen als eine überspitzende Darstellung der schlimmen Seiten des Menschen, wie bei Schopenhauer, Nietzsche oder Freud, gehört nicht in die Gedankenwelt Kants. Auch nicht in seine Zeit. Der Mensch ist nicht des Menschen Wolf, wie Thomas Hobbes es in seiner Zeit des englischen Bürgerkriegs meinte, sondern er sucht die Gemeinschaft und gestaltet sie. Er will mitten im Leben stehen, seine Talente einsetzen, vielleicht sogar glücklich sein. Warum auch nicht? Aber ebenso wenig ergießt sich Kant in sozial-harmonischen Schwärmereien. Seine Hauptsorge ist, dass der Mensch sich sein Leben selbst verdirbt, darauf kommt er immer wieder zurück.

Die Schwierigkeit jeder anthropologischen Schrift liegt auf der Hand. Da spricht ein Mensch (als Subjekt) über den Menschen (als Objekt). Üblicherweise ist ein zu erkennendes Objekt vom Subjekt getrennt, es hat Eigenschaften, die es wert machen, Objekt zu sein. Mit Blick auf die Anthropologie ist es aber anders, denn nun ist das Objekt mit dem Subjekt identisch. Wie könnte garantiert sein, dass der innere Sinn eines schreibenden Menschen nicht zwangsläufig das Ergebnis der Untersuchung bestimmt, somit nicht objektiv sein kann. Kann das, was geschrieben steht, gültige, wirklichkeitsgetreue Analyse sein, oder ist sie mehr subjektive Deutung.

Die Persönlichkeit Kants, seine Lauterkeit, gewährleistet, dass keine gewollte Irreführung oder eigenmächtiges Deuten beabsichtigt ist. Er hatte kein Herrscheramt inne gehabt, gehörte keinem Stand mit einem spezifi-

schen Selbstverständnis und Eigeninteressen an, er hat auch kein spekulatives System formuliert und innerhalb dessen das Bild vom Menschen so zurecht gebogen, dass er in dieses passte. Er schaute auf die Realien.

In Kants Anthropologie wird die denkende und fühlende Innerlichkeit des Menschen erörtert. Diese ist eine Symbiose aus der Leiblichkeit, dem Körper, dem das Denkorgan physisch angehört, und dem Denkvermögen. Das Denken ist ständig in Bewegung, es wird durch Gefühle und eigenes Nachdenken erregt, es sucht Lösungen, die den Zwecken des Handelns gemäß sind, es irrt, es beginnt von neuem, es beobachtet sich selbst und die anderen, die Außenwelt. Kants Werk ist somit eine Lehre vom Bewusstsein. Seit der Antike versteht man darunter die Einheit aus wahrnehmen, denken, fühlen und wollen. Aus ihr entsteht die Eigen- oder Privatgesetzlichkeit, die Individualität, in ihrem jeweils besonderen Spannungsverhältnis zum Bewusstsein der Menschen, mit denen man zu tun hat, und zur allgemeinen Gesetzlichkeit der Zivilisation.

Kant malt nicht ein schön gefärbtes Bild, eine Idee des schönen Bewusstseins, nach dem der Mensch *edel, hilfreich und gut* sein soll, sondern ein realistisches. Daher sind viele seiner Bemerkungen als Warnungen und auch als Soll-Sätze ausgedrückt.

Kant klärt sehr viele Begriffe, die wir täglich verwenden, aber deren Inhalt uns oft zu wenig bewusst ist. Es entsteht eine *Topik*, ein Gerüst aus vernetzten Begriffen für die Bewertung dessen, was im Gemüt so geschieht.

Wie wird die Anthropologie hier dargestellt?

Es handelt sich auf den folgenden Seiten um Auszüge, dem Umfang nach in etwa ein Fünftel der gesamten Anthropologie. Diese besteht aus zwei Hauptteilen, der erste ist individualanthropologisch, aus ihm sind die folgenden Auszüge entnommen, der zweite behandelt die Menschheit als Gattung.

Der erste Hauptteil besteht aus drei Kapiteln oder *Büchern*. Das erste handelt vom Erkenntnisvermögen. Das Denken über sich und das Äußere soll nicht fragmentarisch sein, sondern einen Weg verfolgen, der ein Ziel hat. Das zweite Buch behandelt das Gemüt, die Gefühle, das Schwanken zwischen Lust und Unlust. Das dritte Buch handelt vom Ich, das begehrt. Weltkenntnis, und diese ist ja unbedingt notwendig, um in einem menschenmöglichen Umfang glücklich zu sein, entsteht somit aus drei Bewusstseinsquellen, dem erkennenden, dem Lust und Unlust fühlenden und dem begeh-

renden Gemüt.

Zu Form und Inhalt dieser Quintessenzen ist abschließend folgendes hinzuzufügen: Zwei Drittel dieser Schrift bestehen aus Zitaten aus Kants Buch, sie erscheinen *kursiv*. Kant hat den Gedankengang durch Überschriften gegliedert, denen jeweils einer oder mehrere Paragraphen folgen. Diese drücken zunächst das Grundlegende sowie Betrachtungsvarianten aus, auch Schlussfolgerungen in pädagogischer Absicht. Weitere Anmerkungen und vor allem die Beispiele sind zumeist weggelassen worden.

Zwischen den Texten Kants habe ich Vor- und Nachgedanken eingefügt, sie sollen überleiten, interpretieren. Die meisten Bemerkungen dieser Art befinden sich im ersten Buch, da geht es um die Erkenntnisarbeit des Bewusstseins. Es überrascht nicht, dass dieses Buch am umfangreichsten ist, etwa gleich umfangreich wie die beiden folgenden Bücher insgesamt. Es sind ja die intellektuellen Werkzeuge, die behandelt werden, während in den folgenden Büchern die Bereiche, für die sie dienen, dargestellt werden. Da geht es Kant um die Begriffe der Bewusstseinsdiagnostik.

Kants Sprache ist in seiner Anthropologie weit weniger herausfordernd als in den „Kritiken“. Darin spiegelt sich, dass die Anthropologie als Vorlesung entstanden ist. Gleichwohl, es gilt, was er schreibt, mit Bedacht zu lesen. Ich denke, der Reiz dieser vor mehr als 200 Jahren entstandenen Schrift liegt auch in ihrer Sprachgestalt, in ihrem Stil, in ihrer Genauigkeit und in ihrer Kürze, selbst dann, wenn es um ziemlich verwickelte Sachverhalte des Lebens geht.

Rolf Derenbach

Kants Vorrede

Kant hat meistens sehr umfängliche Vorreden geschrieben, in diesem Fall ist sie aber kurz. Wie üblich wird das Thema präzisiert, die Intention oder pädagogische Absicht, die Methode, die Berechtigung des Autors, sich diesem Thema zu widmen.

Wie klar und einfach sind die ersten Sätze der Vorrede. *Alle Fortschritte in der Kultur, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, diese erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Gebrauche für die Welt anzuwenden. Der wichtigste Gegenstand in derselben, ist der Mensch, weil er sein eigener letzter Zweck ist. Ihn also seiner Art nach als ein mit Vernunft begabtes Erdenwesen zu erkennen, verdient besonders Weltkenntnis genannt zu werden.*

Eine Lehre von der Kenntnis des Menschen heißt dann, wenn sie systematisch abgefasst ist, Anthropologie. Sie kann es entweder in physiologischer Hinsicht sein, das, was die Natur aus dem Menschen macht. Oder pragmatisch, das was er als ein frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann oder machen soll. Wenn er die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtnis hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntnis des Menschen braucht, so würde dieses einen Teil der Anthropologie in pragmatischer Absicht ausmachen, und das ist eben die, mit welcher wir uns hier beschäftigen.

So einfach kann man es sagen: treffend, kurz und „göttlich trocken“ (Arthur Schopenhauer über Kants Stil). Danach geht Kant auf die Mittel und Quellen ein. *Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende Schwierigkeiten entgegen. Der Mensch, der es bemerkt, dass man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (geniert) erscheinen, und da kann er sich nicht zeigen, wie er ist. Oder er verstellt sich, und da will er nicht gekannt sein, wie er ist. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affekt betrifft, der alsdann gewöhnlich keine Verstellung zulässt, in eine kritische Lage, nämlich dass, wenn die Triebfedern in Aktion sind, er sich nicht beobachtet, und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.*

Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, Angewöhnungen, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urteil

über sich selbst erschweren, wofür er sich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem anderen, mit dem er im Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll. Denn die Veränderung der Lage, worein der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch als Abenteurer selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Endlich sind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hilfsmittel zur Anthropologie, Weltgeschichte, Biographien, ja Schauspiele und Romane. Denn obzwar beiden letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, sondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Übertreibung der Charaktere und Situationen, worin Menschen gesetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzustellen, hier erlaubt ist, jene also nichts für die Menschenkenntnis zu lehren scheinen, so haben doch jene Charaktere, so wie sie etwa ein Molière entwarf, ihren Grundzügen nach aus der Beobachtung des wirklichen Tuns und Lassens der Menschen genommen werden müssen, weil sie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend sein müssen.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen, sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen. Man muss aber doch vorher zu Hause durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen sich Menschenkenntnis erworben haben, wenn man wissen will, wonach man auswärts suchen sollte, um sie in größerem Umfange zu erweitern. Ohne einen solchen Plan, der schon Menschenkenntnis voraussetzt, bleibt der Weltbürger immer sehr eingeschränkt. Die Generalkenntnis geht hierin immer vor der Lokalkenntnis voraus, wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll, ohne welche alle erworbene Erkenntnis nichts als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

Das Reisen gehört also zum Erwerb der Weltkenntnis? Nanu, fragt sich der Leser, die Leserin. Kant, der nie aus seiner Stadt Königsberg herauskam, empfiehlt das Reisen? Dazu ist zu sagen, dass er einen schwachen Körper hatte und auch nicht, wie die Söhne des Adels oder reicher bürgerlicher Kaufleute, über die Finanzen verfügte, sich auf eine *grand tour* begeben zu können. Er redet ja nicht über sich selbst, sondern zu einem Publikum, das über diese Mittel verfügte. Aber als wollte er spätere Kritik an seinem Verhalten vorwegnehmend entkräften, schreibt er in einer Anmerkung: *Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem sich die Landescol-*

legia der Regierung desselben befinden, die eine Universität (zur Kultur der Wissenschaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angrenzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten einen Verkehr begünstigt, eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zu Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis genommen werden, wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann. Eine sehr schöne Eloge auf die Stadt Königsberg.

Kant reiste in Gedanken und dies in alle Himmelsrichtungen, in das All, in das Besondere der örtlichen Verhältnisse auf der Erdoberfläche und - dies in diesem Werk seiner Anthropologie - in unser Inneres, in diesen sehr geheimnisvollen, heimeligen aber oft auch unheimlichen Ort, wo wahrgenommen wird, wo gedacht, erkannt, gefühlt und begehrt wird, d.h. gutes und oft weniger gutes Handeln entsteht.

Eines, so denke ich, hat Kant ganz wunderbar als Thema herausgehoben wie beherrscht: Die Tatsache, dass die Betrachtung des Denkvermögens zweierlei umfasst: Die Arbeitsweise und Gegebenheiten des (leiblichen) Organs mit dem Erkenntnis über die äußere Welt gewonnen werden können einerseits und andererseits die Tatsache, dass das so entstandene Bewusstsein zugleich auch ständig inneres Erkenntnisobjekt ist, somit Erkenntnisse über die Persönlichkeit gewonnen werden. Beides geht zwar Hand in Hand, aber es ist besser, wenn man die Grenzlinien vor Augen hat. Was man über die äußere Welt weiß, ist sehr nützlich, aber was ich über mich weiß, noch viel mehr.

Ein weiteres kommt hinzu. Kant hat am Rande seines Exemplars der Schrift Anmerkungen niedergeschrieben und dort ist der Begriff *Privatgesetzlichkeit* zu lesen. Man kann den Begriff um den der Allgemeingesetzlichkeit, die Zivilisation, ergänzen und damit öffnet sich das Nachdenken über das *Widerspiel*, etwas pathetisch ausgedrückt: Ich und die Welt, wie kommen wir zusammen?

Die Begriffe, mit denen das alles bezeichnet wird, sie sind doch Übernahmen, zwischen der Welt und mir stehen noch diese und sie sind wiederum etwas Drittes, in der Vergangenheit entstanden, in der Gegenwart vielleicht umgedeutet nach Gesichtspunkten des Zeitgeistes. Die deutsche Sprache hat sehr viele selbsterklärende Begriffe und das wird oft nicht wahrgenommen. Gerade die moderne Psychologie wimmelt von übernommenen Be-

griffen und das verurteilt Kant. Mach's (begrifflich) dunkel, das ist unzulässig. Kants Kunst Begriffe zu prägen, ist groß und man sollte nicht voreilig *vernünfteln*, wenn man einen seiner Begriffe nicht oder anders versteht, sondern ihren ja auch zeitbedingten Sinn suchen.

Erstes Buch: Vom Erkenntnisvermögen

Alle unsere Erkenntnis hebt von den Sinnen an, geht von da zum Verstand und endigt bei der Vernunft, über welche nichts Höheres in uns angetroffen wird, den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen. Dieses Zitat aus der „Kritik der reinen Vernunft“ ist der Grundgedanke der Anthropologie. Und um so mehr des ersten Buches, das sich mit dem den Menschen gegebenen Mitteln, Erkenntnisse zu gewinnen, befasst.

Vom Bewusstsein seiner selbst

§ 1. Dass der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Wesen. Dadurch ist er eine Person und vermöge der Einheit des Bewusstseins bei allen Veränderungen, die ihm zustoßen mögen, eine und dieselbe Person. Denn dieses Vermögen (nämlich zu denken) ist der Verstand.

Kant sagt Einheit des Bewusstseins, aber wie beginnt das Bewusstsein, das Gemüt, reich und einheitlich zu werden? *Es ist aber merkwürdig, dass das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden, solange aber von sich in der dritten Person sprach (Karl will essen, gehen usw.), und dass ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen, von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst.*

Das Ich entwickelt sich Monate nach der Geburt als Anfang des Fortschreitens des Sammelns von Wahrnehmungen (*Apprehension*), um sie zum Erkenntnis der Gegenstände der Sinne, d.h. der Erfahrung, zu erweitern. Und nun folgt einer der langen Sätze Kants, die denen, die nur noch Hauptsätze mögen, ein Gräuel sind.

Dass ferner, wenn es nun zu sprechen versucht, das Radbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so liebenswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu Herzen und zu küssen, es auch wohl durch Erfüllung jedes Wunsches und Willens zum kleinen Befehlshaber zu verziehen, diese Liebenswürdigkeit des Geschöpfes im Zeitraum seiner Entwicklung zur Menschheit muss wohl auf Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch fehlerhaften Äußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges ist, einerseits, andererseits aber auf den natürlichen Hang der Ammen

zum Wohltun an einem Geschöpf, welches einschmeichelnd sich des andern Willkür gänzlich überlässt, geschrieben werden, da ihm eine Spielzeit eingewilligt wird, die glücklichste unter allen, wobei der Erzieher dadurch, dass er sich selber gleichsam zum Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals genießt.

Nicht nur die Sache selbst, sondern auch die Worte entzücken. In einem wie in einem Blumenstrauß gebündelten Ganzen ist alles enthalten, was über die Generationenfolge an Lieblichem wie Nützlichem gesagt werden kann. Wer so vorträgt, wird auch die Herzen des Publikums gewonnen haben.

Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber bei weitem nicht bis an jene Zeit, weil sie nicht die Zeit der Erfahrungen, sondern bloß zerstreuter, unter den Begriff des Objekts noch nicht vereinigter Wahrnehmungen war.

Der Beginn, die Anfänge des Sammelns der Erfahrungen, ist gesetzt. Und bald ist das Kind nun nicht mehr das unschuldig-umsorgte Wesen, es beginnt nachdenklich, d.h. erwachsen, zu werden und damit beginnt es auch Irrwege zu gehen, zweifelnd zu sein und vor sich selbst und für andere kritikwürdig zu werden. Der Zeitraum der bewussten Reflektion ist angebrochen, diese ist nicht abstrakt, sondern an den Willen, die Welt so zu verstehen, wie sie mir meinen Zwecken entsprechend gefällt, gebunden. Die Folge *Wurzel - Blüte - Frucht* ist ein Bild, das Kant gerne verwendet. Die Wurzel ist das Denkvermögen, im Kind sieht man die Blüte, im Erwachsensein, so ist jedenfalls zu hoffen, die Frucht, die entwickelte Weltkenntnis. Die Fähigkeit des Selbstdenkens, das reiche wie einheitliche Bewusstsein, wird zum Ausgangspunkt des Selbsthelfertums, mündig zu sein.

Vom Egoismus

§ 2. Von dem Tage an, da der Mensch anfängt durch Ich zu sprechen, bringt er sein geliebtes Selbst, wo er nur darf, zum Vorschein, und der Egoismus schreitet unaufhaltsam fort, wenn nicht offenbar, denn da widersteht ihm der Egoismus anderer, doch verdeckt, um mit scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Bescheidenheit sich desto sicherer im Urteil anderer einen vorzüglichen Wert zu geben. Der Egoismus kann dreierlei Anmaßungen enthalten, die des Verstandes, des Geschmacks und des praktischen Interesses.

Es folgen die Beschreibungen dieser Typen der *anmaßenden, die Grenzen der Vernünftigkeit überschreitenden Egoisten*. Der eigentliche Zweck die-

ser Stelle im Text ist, auf die Gefahr der Einschränkung des Denkens und des Handelns durch diese Egoismen hinzuweisen und somit folgt: *Dem Egoismus kann nur der Pluralismus entgegengesetzt werden, d. h. die Denkungsart, sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten.*

Das ist der erste pädagogische Soll-Satz. Das Denken soll weltoffen und empirisch sein, was ja auch heißt, es soll nicht auf metaphysischen Theorien / Systemen und sonstigen Deutungen beruhen. Was heißt es, dass das Ich sich aufmacht, um sich selbst und den Mitmenschen (in Wohlwollen) zu erkennen? Mündig gegenüber Autoritäten zu werden? Verführern widerstehen zu können, auch der innere Sinn kann ein Verführer sein, um so mehr soll man auch auf sich selbst skeptisch achten, sich zum Objekt des Denkens machen.

Drei Formen des Egoismus, d. h. die Art oder besser Unart, nicht pluralistisch-weltoffen zu sein, unterscheidet Kant. Es sind Anmaßungen des Ichs, die über das Vernünftige hinausgehen. Der Autist (bei Kant der *logische Egoist*) hält es für unnötig, sein Urteil auch am Verstande anderer zu prüfen, gleich als ob er dieses Probesteins (*criterium veritatis externum*) gar nicht bedürfe. Der Narziss, der selbstverliebte, *ästhetische Egoist*, ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon genügt, der sich selbst Beifall klatscht. Und der Eudämonist, der *moralische Egoist*, ist der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl bloß im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt.

Kant sieht den Begriff Egoismus somit nicht in erster Linie als ichtsüchtiges Verhalten, sondern als Gefahr, die Weltoffenheit in sich nicht auszubilden, sich zu verschließen, als Beschränkung des Denkvermögens vor der Welt. Man wird einwenden, dass jedermann doch weltoffen ist, zumindest in einem ausreichenden Maß. Die Welt veranlasst schon, dass man es ist, sie zwingt dazu indem sie das Denken und Handeln konditioniert. Aber Kant verlangt mehr, er will, dass das Denken über die kindliche, natürliche und ihm zugestandene Eigenliebe hinaus geht, dass es mündig wird, dass das Denkvermögen als Talent zur Eigenständigkeit gesehen wird. Insofern sind Egoismen die Gefahr, dass man sich das Abenteuer des Lebens verdirbt, so wenn man das, was nicht gelingt, nur als Folge des Egoismus der anderen interpretiert.

Pluralismus ist naturgemäß die Aufforderung, gesellig zu sein. Schade, dass Kant kein Buch über die Geselligkeit geschrieben hat. In der Anthropologie gibt es aber viele eingestreute Bemerkungen dazu. Dass er selbst gesellig war, ist vielfach belegt. Griesgrämigkeit, Asket sein, Nichtwahrnehmung ja Missachtung der anderen waren ihm ein Gräuel. Der Mensch soll empirisch sein. Die „Kritik der reinen Vernunft“ ist vor allem eine Apologie des Empirismus, das ist im Vergleich zu den Werken der Vorgänger das Kopernikanische an ihr: Nicht mehr Vernunfteln aus Begriffen, sondern eine Elementarlehre des Denkens in Anschauung der realen Welt.

Die Paragraphen 1 und 2 setzten den Beginn der Erörterung, Tatsache des Bewusstseins, wie es sich entwickelt zunächst im Kind und dann im Erwachsenen, aber dies zu einem guten Ergebnis nur dann, wenn er sich „pluralistisch“ (weltoffen) verhält. Die Welt, wie sie im Augenblick der Geburt aus Vorangegangenen geworden war, dem Bewusstsein gegenwärtig ist, und während des eigenen Lebenslaufs sich verändert. Die äußere Welt ist mit der inneren Welt des Gemüts durch Anschauung verknüpft.

Die folgenden Paragraphen 3 bis 6 stellen eine Typologie der Bewusstseinsinhalte vor. Es sind die, die durch den Willen herbeigerufen wurden, die durch Selbstbeobachten entstehen, die im Unbewussten gefragt oder ungefragt entstehen, sie können hell oder dunkel sein. Sie bilden mehr als nur ein visuelles Bild, sondern ein intellektuelles Bild. Das kann man leicht sehen, wenn ein Kind, ein Bild eines Wagens malt und dieses mit vier Rädern ausstattet, obwohl ja nur zwei zu sehen sind. Es hat dadurch das Wesentliche erfasst. Das Begreifen durch den Verstand hat sich bereits ausgewirkt, die Sicht auf die Welt ist schon intellektuell *auf den Punkt gekommen*.

Von dem willkürlichen Bewusstsein seiner Vorstellungen

„Willkürlich“ ist als vom Willen (absichtsvoll) bewirkt zu verstehen, nicht, wie es heute gebraucht wird, als zufällig / eigenmächtig. Vorstellungen sind die einzelnen, mehr oder weniger klar und deutlich unterscheidbaren Bewusstseinsinhalte.

§ 3. Das Bestreben sich seiner Vorstellungen bewusst zu werden, ist entweder das Aufmerken (attentio), oder das Absehen von einer Vorstellung, deren ich mir bewusst bin (abstractio). Das letztere ist nicht etwa bloße Unterlassung und Verabsäumung des ersteren, denn das wäre Zerstreung (distractio), sondern ein wirklicher Akt des Erkenntnisvermögens, eine Vorstellung, deren ich mir bewusst bin, von der Verbindung mit anderen in einem Bewusstsein abzuhalten. Man sagt daher nicht, etwas abstrahieren

(absondern), sondern von etwas abstrahieren. Dadurch erhält die Vorstellung die Allgemeinheit eines Begriffs und wird so in den Verstand aufgenommen.

Dieser Gedanke, die Verknüpfung einer individuellen Vorstellung mit einem Begriff ist notwendig und dient der Verdeutlichung. Aber Begriffe sind etwas, das aus dem kollektiven Bewusstsein herangezogen wird, das umfasst nicht nur Notwendiges sondern auch Problematisches. Der Gedanke wird später wieder aufgenommen und dort als Bezeichnungsvermögen beschrieben.

Von einer Vorstellung abstrahieren zu können, selbst wenn sie sich dem Menschen durch den Sinn aufdringt, ist ein weit größeres Vermögen, als das zu attendieren, weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüts beweist, den Zustand seiner Vorstellungen in seiner Gewalt zu haben (animus sui compos). In dieser Rücksicht ist nun das Abstraktionsvermögen viel schwerer, aber auch wichtiger als das der Attention.

Im Denken auswählen, das weniger wichtige nicht berücksichtigen, den Punkt einer Sache treffen. Es ist ja schon eine Arbeit des analysierenden Verstandes, seine Freiheit. Oder seine Schwäche: *Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahieren können. Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an anderen ist, auch unwillkürlich seine Aufmerksamkeit zu heften. Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klug gehandelt, über das Üble an anderen, ja selbst unseres eigenen Glückszustandes wegzusehen. Aber dieses Vermögen zu abstrahieren ist eine Gemütsstärke, welche nur durch Übung erworben werden kann.*

Dieses „Sowohl als auch“ - Denken, das Richtige neben dem Falschen, das Gute neben dem Schlechten, wird immer wieder sich in den Schlussfolgerungen Kants in pädagogischer Absicht zeigen. Auch an dieser Stelle ist so ein Soll-Satz: *Man verwirrt den anderen wie sich selbst und verdirbt sich dadurch den ungezwungenen Umgang. Dieses sich etwas verderben durch unpragmatisches Verhalten mit sich selbst, im Umgang mit den Mitmenschen ist die Hauptsorge Kants. Er kommt immer wieder darauf zurück. So lange man dies nicht vermag, verfehlt man den Punkt, das eigentlich wichtige. Man bleibt im Beobachten an der Außenhülle.*

Von dem Beobachten seiner selbst

Das wichtigste Objekt des beobachtenden Denkens ist das eigene Ich. Das Subjekt ist der innere Sinn, soweit er nach dem Streben nach der Maxime „Erkenne Dich selbst“ hervorgeht. Was sich im inneren Sinn (Gemüt) so abspielt, ist vielfältig, aber das, was die eigene Person angeht, nimmt eine prominente Stelle ein. Wie ist der innere Sinn zu sehen? Er ist der Befehlsgeber des Beobachtens, der festlegt, was beobachtet wird. Woraus bezieht er seine Aktivität? Aus dem Schmerz, dass „etwas nicht stimmt“ einerseits, aus dem Hochgefühl, dass man Chancen wie Talente hat, die es nur zu nutzen gilt, es entwickelt sich eine Triebkraft, aber man kann auch im Gram versinken.

§ 4. Das Bemerken (animadvertere) ist noch nicht ein Beobachten (observare) seiner selbst. Das letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgibt. Die erste Stufe ist das Bemerken, das Vermögen auf sich selbst aufmerksam zu sein, die zweite das begriffliche Zuordnen und die Eingliederung in das Gesamte des Gemüts.

Für mich ist dieser Paragraph einer der wichtigsten, von dem alles, was nachher gesagt wird, zu sehen ist, denn sich selbst beobachten ist die Voraussetzung des Selbstbewusstseins. Es erstreckt sich, was man über sich selbst wahrnimmt, über sich im Umgang mit andern, über den eigenen Körper, über die Natur und über die Zivilisation.

Kant wendet sich der Frage zu: *Wie aber geht man mit dem Selbstbeobachten im Umgang mit anderen klugerweise um? Das Aufmerken (attentio) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu tun hat, ist zwar notwendig, muss aber im Umgange nicht sichtbar werden, denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affektiert (geschroben).*

Das Gegenteil von beiden ist die Ungezwungenheit (das air dégagé), ein Vertrauen zu sich selbst von andern in seinem Anstande nicht nachteilig beurteilt zu werden. Der, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurteilen wolle, wie es ihm lasse, oder so spricht, als ob er sich (nicht bloß als ob ein anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentieren und erkünstelt einen Schein von seiner eigenen Person, wodurch, wenn man diese Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urteil anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt.

Man nennt die Freimütigkeit in der Manier sich äußerlich zu zeigen, die zu

keinem solchen Verdacht Anlass gibt, das natürliche Betragen (welches darum doch nicht alle schöne Kunst und Geschmacksbildung ausschließt), und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Äußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d.h. aus Mangel einer schon zur Regel gewordenen Verstellungskunst, aus der Sprache hervorblickt, da heißt sie Naivität.

Ist es nicht eine schöne Definition von Freiheit, wenn gesagt wird, sie besteht darin, ungezwungen zu sein? Und nun ein Beispiel, eine Abschweifung gewiss, aber wie hübsch! *Die offene Art sich zu erklären an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen oder einem mit der städtischen Manier unbekanntem Landmann erweckt durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu scheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung, denn man ehrt doch hierbei im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit, sondern ein gutmütiges, liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Menschennatur gegründeten Kunst zu scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte, wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. In Rücksicht auf diese könnte man den bekannten Vers des Persius so parodieren: Mögen sie die Natur bemerken und über ihren Verlust seufzen (Naturam videant ingerniscantque relictā). Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle einmal öffnet, den Sonnenstrahl durchzulassen, aber sich sofort wieder zuschließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen.*

Ein Plädoyer für Unbefangenheit, Aufrichtigkeit, Lauterkeit, direkt zu sein, nicht versteckt (mit Hinterabsichten) zu denken und zu handeln, zu sein und nicht zu scheinen (d.h. renommieren zu wollen). Kinder handeln so, weil sie noch nicht die Technik der Gewitztheit kennen, oder der Landmann, weil man dort, wo er lebt, nicht gewitzigt sein muss. Viel Lebensklugheit besteht darin, die *städtische Manier* zu durchschauen, zu wissen, dass der Schein besteht. Aber den sarkastischen Brummler, der das Fassadenhafte der Welt entlarven will, zu spielen, ist auch verkehrt. Denn auch die anderen wissen um den Schein und brauchen nicht belehrt zu werden. Ironie und Augenzwinkern sind erlaubt, die Welt als bloßen Schein zu verachten und Einsiedler zu werden, das wollte Kant nun keineswegs. *Die Welt, wie sie nun einmal geworden ist, man muss sich vor ihr schützen, das Vertrauen muss wohl bedacht sein* (Goethe).

Dieser Kontrast innerhalb der Menschheit, der schlichte Landmann einerseits, der gewitzte Städter andererseits, ist räumlich verursacht. Die Art zu scheinen ist bei denen, die sich den gebildeten oder wohlhabenden Ständen zurechnen, besonders allgegenwärtig. Sie übertüncht die banalste Eigennützigkeit, das habe ich so oft erlebt. Sie macht den Umgang mit diesem Stand, dem man ja doch irgendwie angehört, oft so unerquicklich. Und ich danke es einem Psychologen sehr, der mir einmal sagte, schauen Sie immer auf das, was gedacht wird, nicht auf das, was gesagt wird. Die Unterscheidung der formalen Aussage von der versteckten Botschaft. Was man auch auf sich selbst anwenden sollte. Was habe ich gesagt, was tatsächlich gemeint, andeuten wollen, bin ich mir darüber im klaren?

Was aber die eigentliche Absicht dieses Paragraphen betrifft, nämlich die obige Warnung sich mit der Ausspähung und gleichsam studierten Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen und ohne unser Zutun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatismus oder Terrorismus zu geraten.

Hier spricht der Aufklärer, dem die allerlei Kopfgeburten, wie sie immer wieder verkündet werden, *unerquicklich* sind. Warum nicht einfach Mensch unter Mitmenschen sein. Was wichtiger ist: Wie viel Blut durch Kopfverwirrung vergossen worden ist und wird, belegt die Geschichte wie die Gegenwart. Man muss aufpassen, auf dem Boden der Realien bleiben. *Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben. So geriet der sonst vortrefflicher Kopf, Albrecht Haller, bei seinem lange geführten Diarium (Tagebuch) seines Seelenzustandes zuletzt dahin, einen Theologen zu befragen, ob er nicht in seinem weitläufigen Schatz der Gottesgelehrtheit Trost für seine beängstigte Seele antreffen könne.* Heute ist es wohl ein Psychologe, den man zur Beratung aufsucht, dazu ließe sich viel sagen, vor allem über die Gefahr, sich Fremddeutungen zu unterwerfen, die Selbstdeutung sollte Vorrang haben, wenigstens versuchsweise. Auch sich „coachen“ zu lassen ist eine seltsame Form der Flucht vor der Aufgabe, sich selbst als Objekt des eigenen Denkvermögens zu sehen.

Jedoch: Die verschiedenen Akte der Vorstellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich sie herbeirufe, ist des Nachdenkens wohl wert, nötig und nützlich. Aber sich belauschen zu wollen, so wie sie auch ungerufen von

selbst ins Gemüt kommen (das geschieht durch das Spiel der unabsichtlich dichtenden Einbildungskraft) ist, weil alsdann die Prinzipien des Denkens nicht (wie sie sollen) vorangehen, sondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnisvermögen und ist entweder schon eine Krankheit des Gemüts oder führt zu derselben.

Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei seiner Entdeckungsreise zur Erforschung seiner selbst immer zunächst bei sich selbst anlanden. Denn es ist mit jenen inneren Erfahrungen nicht so bewandt, wie mit den äußeren von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten erscheinen. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung notwendig ist, stattfindet.

Ein weiteres Plädoyer für den gesunden Menschenverstand. *Der Mensch ist zwar dem Menschen das Interessanteste.* Aber dies kann zu Kopfgeburten, zu Missdeutungen führen. Das aufmerksam sein auf sich selbst war in Kants Zeitalter, in der es noch keine Medienlandschaft wie heute gab, das fast alleinige Mittel, welch ein Glück! Hinzu kam allenfalls die Religion, die sonntägliche Predigt, d. h. über die beständig behauptete Sündhaftigkeit des Menschen, worüber Kant wenig Gutes zu berichten weiß, was ihm einen Konflikt mit der Obrigkeit in Berlin einbrachte. Er hat ihn wie Galilei mit Geduld und Nachsicht über die zeitlich begrenzte Macht der Obrigkeit ertragen.

Heute sind die Medien allgegenwärtig und oft genug zerstören sie das Vermögen des auf sich selbst aufmerksam zu sein, weil sie es mit Fremddeutungen vorrangig der billigsten Art ständig bombardieren. Da hilft nur eins: Nicht ernst nehmen und abschalten. Das auf andere aufmerksam zu sein ist ein nützlicher Weg, sich im Vergleich selbst zu erkennen. Und aufmerksam sein auf die eigene Wirkung im Umgang mit den anderen ist unbedingt notwendig, auch wenn es manchmal schmerzlich sein sollte, denn der Vorrang und der Streit sind bestimmend. Selbstbeobachtung ist so notwendig wie risikoreich. Wer wüsste es nicht? Das meiste bleibt gleichwohl dunkel, wechselhaft, nebulös. Man muss das akzeptieren können, wie es ja auch Kant tut, wie im folgenden Paragraph zu lesen ist.

Von den Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewusst zu sein

Wenn Sigmund Freud bzw. seine Interpreten sagen, er habe das Unbewusste entdeckt, sollte man es nicht glauben.

§ 5. *Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch bewusst zu sein darin scheint ein Widerspruch zu liegen. Denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewusst sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Dasein solcher Art Vorstellungen verwarf. Allein wir können uns doch mittelbar bewusst sein eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewusst sind. Dergleichen Vorstellungen heißen dann dunkle, die übrigen sind klar.*

Dass das Feld der dunklen Vorstellungen unermesslich sei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, dass gleichsam auf der großen Karte unseres Gemüts nur wenig Stellen illuminiert sind, kann uns Bewunderung (im Sinne von Verwunderung) über unser eigenes Wesen einflößen. Eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht!

So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen. Wir spielen oft mit dunklen Vorstellungen und haben ein Interesse beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen. Öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel (Opfer) dunkler Vorstellungen, und unser Verstand vermag sich nicht wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluss derselben versetzt, selbst wenn sie als Täuschung erkannt werden.

Das Dunkle im heimeligen, intimen wie beliebten Dunklen lassen können kann und soll geboten sein. So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, sofern sie eigentlich nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr den Genuss ihres Gegenstandes beabsichtigt (ein Fragezeichen ist da wohl zu setzen). Wie viel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch den Menschen mit der gemeinen Tiergattung in so naher Verwandtschaft sehen lässt, dass die Schamhaftigkeit dadurch aufgefordert wird, und die Ausdrücke in feiner Gesellschaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln durchscheinend genug, hervortreten dürfen. Die Einbildungskraft mag hier, wie zum Beispiel in der Liebe, gern im Dunkeln spazieren, und es gehört immer nicht gemeine Kunst dazu, wenn, um den Zynismus zu vermeiden, man nicht in den lächerlichen Purismus zu verfallen Gefahr laufen will.

Andererseits sind wir auch oft genug das Spiel (Opfer) dunkeler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenngleich sie der Verstand beleuchtet. Dass das Kleid den Mann mache, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Es ist vielleicht nur ein Schein, aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit,

den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten.

Und die Wissenschaft bedient sich oft dieses Mittels mit unedler Absicht, um sich interessanter zu machen als sie ist. Sogar wird studierte Dunkelheit oft mit gewünschtem Erfolg gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln, wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. Das Mach's dunkel! ist der Machtspruch aller Mystiker, um durch gekünstelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken, oder den armen Verführten.

Haben Fichte, Schelling und Hegel diese Passage gelesen? Erst mit Schopenhauer kommt die klare Aussage wieder zu ihrem Recht. Man sollte immer höchst misstrauisch werden, wenn dunkel formuliert wird oder mit der willkürlichen Umdeutung von Begriffen, ohne zu erklären, weshalb dies als notwendig erschien, gearbeitet wird.

Andererseits ist ein gewisser Grad des Rätselhaften in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen, weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkle in klare Begriffe aufzulösen. Im Romanschreiben ist das sicherlich erlaubt, aber auch nur in Maßen.

Kants Anthropologie als Topik des Bewusstseins

Im Feld der dunklen Vorstellungen die hellen Punkte nicht nur festzuhalten sondern diese zu vernetzen, ihre Verknüpfungen festzuhalten, ist mehr als wenn nur die einzelnen Lichtblicke im Bewusstsein bestehen. Die innere Topik, das Vernetzen der hellen Punkte zu einem grundlegenderen Bild, einem Gerüst für das Denken und Handeln, zu bilden, ist vielleicht schwer aber notwendig. Durch Ansammlungen von Erfahrungen wird die Anzahl der hellen Punkte größer und somit auch der Überblick / Gesamtblick dichter, wie auch die Einheitlichkeit des Bewusstseins als Gegensatz zum fragmentarischen Herumtappen.

Als Beispiel: Eine Topik oder eine „mental map“ entwickelt jedermann über seine räumliche Nachbarschaft. Aus dem anfänglich nur auf die Nähe beschränkten Wissen (des Kindes) wird im Lauf der Zeit das Wissen über viele Örtlichkeiten einer Stadt und schließlich der Plan der gesamten Stadt im Bewusstsein, wenn auch dann noch viele Quartiere nur oberflächlich bekannt sind. Gerät man in ein noch unbekanntes Viertel, so verfügt man gleichwohl über Orientierungsmittel, die helfen. Wie ja schon das Wort „sich orientieren“ ursprünglich gemeint war als sich am Punkt des Orients (d. h. Jerusalem) auszurichten.

Aber wie viel schwieriger ist es, das kollektive wie individuelle Bewusstsein der Bewohner der Stadt, zu ermitteln, das ja eigentlich Interessante und Nützliche. Inwieweit bilden die Normen, die Erfahrung und der sich um Klärung bemühende Verstand den Orient? Oder die Wissenschaft, die aber oft wenig ergiebig ist, weil sie uns zwar erklärt, warum der Apfel vom Baum fällt, aber schon dann, wenn es um das Wesentliche der Humanität geht, sich oft in Abstraktionen oder Deutungen verliert.

Die eigene Erfahrungssammlung, also der Lebenslauf, muss daher die wichtigste Rolle spielen. Nietzsche sagt es so: Letztlich bleibt nur eine Primärerfahrung, die der eigenen Biographie. Das Tagebuch, die Grundlage der Autobiographie, ein Festhalten dessen, was man erlebt und aus sich gemacht hat, wie auch wie man durch die Außenwelt bestimmt (konditioniert) wurde, ist die wichtigste Topik, je klarer, desto hilfreicher ist sie.

Diese in der materiellen Landschaft eingebettete immaterielle ist die Zivilisation, eine als Norm gedachte, gleichwohl bewegliche Ordnung. Und wie sieht sie der Landmann, der in die Stadt gekommen ist, der von der Pracht der Bauten und der Gewandtheit der Bewohner beeindruckt ist? Und der gewitzte Städter, der vielleicht in der Pracht der Bauten nicht die Schönheit, sondern den Ausdruck (den Schein) der Macht, der realen Verhältnisse, sieht und schon manche Illusion aufgegeben hat? Jedenfalls sind die Wahrnehmungsperspektiven so unendlich zahlreich wie die vorgefundene Mannigfaltigkeit der Lebensumstände.

Kants Schrift ist eine Topik der Ordnungen oder „Landschaften“ des Denkens. Darin sehe ich ihren großen Wert. Ich kenne keine andere Schrift, in der so umfänglich auf alles, was bedenkenswert ist, eingegangen wird. Sie ist der Verzicht auf eine Erklärung aus einer einzigen Ursache, einem „Ding an sich“ oder Grundursache wie bei Schopenhauers chaotischem Willen oder Sigmund Freuds Sexualität und Destruktion. Kant hat sich der Mannigfaltigkeit der Welt gestellt, und er hütete sich zu behaupten, dass er oder sonst wer sie mit einem Handstreich durchschauen könnte. Darin liegt seine Lauterkeit. Aber wie erregend ist doch das, was immer wieder neu als Unbekanntes dem Bewusstsein sich darstellt und verstanden werden will.

Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewusstsein seiner Vorstellungen

Die Begriffe Klarheit und Deutlichkeit sind keine Begriffsvarianten (Synonyme). Sie bezeichnen einen Unterschied im Verständnis eines Gegenstandes. So kann ein Objekt ganz klar gesehen oder empfunden werden.

Aber erst, wenn geprüft wird, worin sein Ursprung besteht, wird es deutlich. Ein Musikstück zum Beispiel ruft eine Empfindung hervor, aber erst, wenn in der Partitur nachgesehen wird oder wenn biographisch ermittelt wird, unter welchen Bedingungen es entstanden ist, ist es erklärt und somit deutlich. Klarheit ist eine Sinnesempfindung, Deutlichkeit ist eine Leistung des (analysierenden) Verstandes, beschreibend und erklärend, was ist und warum?

§ 6. Das Bewusstsein seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen zureicht, ist Klarheit. Dasjenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt Deutlichkeit. Die letztere macht es allein, dass eine Summe von Vorstellungen Erkenntnis wird.

Kant unterscheidet einfache und verworrene Vorstellungen, wobei verworren mit mannigfaltig oder komplex zu übersetzen ist. Sie zu erklären setzt voraus, dass eine Ordnung, eine Struktur würde man heute sagen, gedacht wird.

Zu unterscheiden ist zwischen *Haupt- und Nebenvorstellungen*. Dann gilt es die Verworrenheit aufzulösen, die Gedanken in eine Ordnung zusammenzusetzen. Die hellen Punkte werden durch Begriffe bezeichnet, zumindest hilfswiese. Sie haben oft genug ihre Schattenseiten und sind wiederum Ausgangspunkte von Deutungsnotwendigkeiten. Das Lebenswerk Kants bestand vor allem darin, Begriffsinhalte festzulegen. Und wer dies vermag, oder sich wenigstens zur Aufgabe macht, kann sich glücklich schätzen.

Es folgt eine Typologie des Menschen nach seinem Vermögen und seiner Art, sich dieser Aufgabe zu stellen. *Man nennt den, welcher dieses (topische) Vermögen im vorzüglichen Grade besitzt, einen klugen Kopf, den, dem sie in sehr kleinem Maß beschert sind, einen, der von andern geführt zu werden bedarf. Den aber, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bei sich führt (kraft deren er, was gewöhnlicherweise unter fremder Leitung gelernt werden muss, aus sich selbst hervorbringt), ein Genie.*

Der nichts gelernt hat, was man doch gelehrt werden muss, um es zu wissen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen, sofern er einen Gelehrten vorstellen will, denn ohne diesen Anspruch kann er ein großes Genie sein. Der, welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (borniert) genannt. Man kann ein vaster Gelehrter (Maschine zur Unterweisung anderer, wie man selbst unterwiesen worden) und in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines historischen

Wissens dabei doch sehr borniert sein.

Der, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mitteilung den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verrät, ist der Pedant. Unter diesen ist der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichste, weil man doch von ihm lernen kann. Da hingegen die Peinlichkeit in Formalien (die Pedanterie) bei den letzteren nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten ist.

Die Kunst aber oder vielmehr die Gewandtheit im gesellschaftlichen Tone zu sprechen und sich überhaupt modisch zu zeigen, welche, vornehmlich, wenn es Wissenschaft betrifft, fälschlich Popularität genannt wird, da sie vielmehr geputzte Seichtigkeit heißen sollte, deckt manche Armseligkeit des eingeschränkten Kopfs. »Deine Trommel (sagte der Quäker beim Addison zu dem in der Kutsche neben ihm schwatzenden Offizier) ist ein Sinnbild von dir: sie klingt, weil sie leer ist.«

Man sieht, Kant konnte schon mal bissig werden, aber nicht so wie Schopenhauer, der nur bissig war.

Um die Menschen nach ihrem Erkenntnisvermögen (dem Verstande überhaupt) zu beurteilen, teilt man sie in diejenigen ein, denen Gemeinsinn (sensus communis), der freilich nicht gemein (sensus vulgaris) ist, zugestanden werden muss, und in Leute von Wissenschaft. Die erstern sind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (in concreto), die andern für sich selbst und vor ihrer Anwendung (in abstracto). Man nennt den Verstand, der zu dem ersteren Erkenntnisvermögen gehört, den gesunden Menschenverstand (bon sens), den zum zweiten den hellen Kopf (ingenium perspicax). So viel ist gewiss, dass, wenn die Auflösung einer Frage auf den allgemeinen und angeborenen Regeln des Verstandes (deren Besitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unsicherer ist, sich nach studierten und künstlich aufgestellten Prinzipien (dem Schulwitz, d. h. der gerade vorherrschenden Meinung) umzusehen.

Die Aufklärung in der Philosophie ist noch im wesentlichen Erkenntnistheorie. Die „Schnittstelle“ zwischen der Außenwelt und dem Bewusstsein ist auch der eigene Leib und sein Handeln, das ja immer Bewegung ist, schon gewissermaßen Außenwelt, dies alles ist zu erkennen als Aufgabe des Bewusstseins mit seiner ihr eigenen Logik, der eigenen Art zu denken. Es stellt sich für Kant nun die Aufgabe im Gegensatz zu anderen Meinungen seiner Vorgänger der Antike und des 18. Jahrhunderts zu prüfen, in wie

weit die Sinne diese Außenwelt abbilden, das Bewusstsein mit Rohstoff beliefern oder nicht, eine entwickelte Pragmatik der Sinnlichkeit. Das Problem geht zurück auf die Erkenntnisse aus der seit dem 17. Jahrhundert sprunghaft sich entwickelten Naturwissenschaft, die gezeigt hatte, dass die Sinne getäuscht hatten, die Erde dreht sich um die Sonne und nicht umgekehrt. Nun kann man sagen, Menschen leben weder in der Makrowelt des Alls noch in der Mikrowelt der Atome, sondern in der mittleren Welt der Erdoberfläche, der Mesowelt zwischen dem unendlich Kleinen und dem unendlich Großen. Und sie leben in dieser ganz seltsamen Welt der Anthropologie, nämlich des Ichs und des entgegenkommenden wie widerstrebenden Ichs der anderen, auch in einem kollektiven Bewusstsein (einschließlich der Zwänge), das alles konditioniert, wie der Einzelne es nach seinen Absichten mitbestimmen will. Da kommt es umso mehr darauf an, weltoffen-pragmatisch zu denken und zu sein. Auf die Arbeit der Sinne Acht zu geben, ist Tugend, wie nun zu behandeln ist.

Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstand

Entsprechend dem Bild des Baums der Erkenntnis sind die Objekte des Erkennens der Boden, in dem die Wurzel der Sinnlichkeit sich durch Anschauung Nahrung verschafft, somit das untere Denkvermögen, über dem das obere des Verstandes liegt. Die Sinnlichkeit ist aber das Primäre, der Boden der *Privatgesetzlichkeit* oder des Charakters.

§ 7. Das Gemüt ist entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend (aufnehmend) und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). Eine Erkenntnis enthält beides verbunden in sich, und die Möglichkeit eine solche zu haben führt den Namen des Erkenntnisvermögens von dem vornehmsten Teil derselben, nämlich der Tätigkeit des Gemüts Vorstellungen zu verbinden oder voneinander zu sondern.

Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüt leidend verhält, durch welche also das Subjekt affiziert wird (dieses mag sich nun selbst affizieren oder von einem Objekt affiziert werden), gehören zum sinnlichen, diejenigen aber, welche ein bloßes Tun (das Denken) enthalten, zum intellektuellen Erkenntnisvermögen. Logik (die Regeln des Verstandes) und Psychologie (der Inbegriff aller innern Wahrnehmungen) begründen die innere Erfahrung.

Da übrigens die Kenntnis des Menschen durch innere Erfahrung, weil er danach größtenteils auch andere beurteilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit ist, als die richtige Be-

urteilung anderer, indem der Forscher seines Inneren leichtlich, statt bloß zu beobachten, manches in das Selbstbewusstsein hinein trägt, so ist es ratsam und sogar notwendig von beobachteten Erscheinungen in sich selbst anzufangen und dann allererst zu Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d.h. zur inneren Erfahrung, fortzuschreiten.

Nun folgt ein umfangreicher Exkurs über die (behaupteten) Irrtümer der Sinnlichkeit. Es geht Kant darum, sie zu verteidigen, das Primäre der Sinnlichkeit darzustellen. Die die Sinnlichkeit anzweifelnde Denkrichtung geht von Platon aus, der sagt, dass alles, was von den Sinnen aufgenommen wird, nur der äußere wie nebulöse Schein (Anschein) der Dinge sei, nicht ihr Wesen. Es ist dies eine richtige Aufforderung hinter die wahrgenommenen Dinge zu sehen einerseits. Andererseits hat Platon mit seiner Auffassung, dass es Aufgabe des Denkens ist, die Ideen, das Eigentliche ja Göttliche hinter den Dingen, zu erkennen, etwas nach ihm Nebulöses durch etwas noch Nebulöseres ersetzt. Wie soll da das Denken zum Ergebnis kommen? Sein Schüler und Gegenspieler Aristoteles hat sich da nicht beeindrucken lassen und frisch und munter die ganze Welt, ihre Realien, durchmustert. Bis heute gilt Platon gleichwohl als der tiefere Denker, Aristoteles als der trockene Realist. Mit Descartes kommt mit seiner Theorie der zwei getrennten Substanzen, der materiell-stofflichen einerseits und der nur dem Menschen zugehörigen ideellen Substanz des Denkens (nur indem ich denke, bin ich) andererseits, das Platonische wieder zur Geltung und wird dafür zum Begründer der neueren Philosophie erhoben. Kant hat da nur Ironie übrig, und die heutige neurologische Wissenschaft hat ja bewiesen, dass das Denken ein Produkt des (organisch) Stofflichen ist, dass die Einheit der Welt auch in dieser Beziehung gilt.

Noch deutlicher Schopenhauer, der dasjenige Denken geißelt, das von Begriffen ausgeht, die vorschnell auf das aufgeklebt werden, was man wahrnimmt, das Bewerten mit Hilfe von Vorurteilen. Dies verdirbt alles. Und noch schlimmer wird es, wenn das Denken nur noch mit Begriffen hantiert, die reale Welt, die reicher ist als die Welt der Begriffe, somit letztlich keine Rolle mehr spielt. In diesem Sinn ist die gebräuchliche Zuordnung Kants zum „deutschen Idealismus“ der Fichte, Hegel und Schelling irreführend. Er wollte zeigen, wie der Intellekt die Realien begreift und nicht wie das Ich oder der Weltgeist die Realien bestimmt, eine metaphilosophische Anmaßung. Das wird deutlich, wenn er die Sinnlichkeit, die Arbeit der primären Wahrnehmung behandelt.

Apologie für die Sinnlichkeit

§ 8. Dem Verstande bezeigt jedermann alle Achtung, wie auch die Benennung desselben als oberen Erkenntnisvermögens es schon anzeigt. Aber die Sinnlichkeit ist in üblem Ruf. Man sagt ihr viel Schlimmes nach, z. B., dass sie die Vorstellungskraft verwirre, dass sie das große Wort führe und als Herrscherin, da sie doch nur die Dienerin des Verstandes sein sollte, halsstarrig und schwer zu bändigen sei und dass sie sogar betrügt und man in Ansehung ihrer nicht genug auf seiner Hut sein könne.

Anderseits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geschmack, welche die Versinnlichung der Verstandesbegriffe nicht allein als Verdienst hoch preisen, sondern auch gerade hierin und dass die Begriffe nicht so mit peinlicher Sorgfalt in ihre Bestandteile zerlegt werden müssten, das Prägnante (die Gedankenfülle) oder das Emphatische (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewusstsein) der Vorstellungen setzen, die Nacktheit des Verstandes aber geradezu dazu für Dürftigkeit erklären.

Das Passive in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, ist eigentlich die Ursache alles des Übels, was man ihr nachsagt. Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darin, dass er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um ihn seiner freien Willkür (Willen) zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, dass der Verstand herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit, (die nicht aus sich denkt sondern nur anregt), zu schwächen, weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die erste Anklage

§ 9. Die Sinne verwirren nicht. Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar aufgefasst, aber noch nicht geordnet hat, kann man nicht nachsagen, dass er es verwirre. Die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewusstsein) können nur innere Erscheinungen heißen. Der Verstand, der hinzukommt und sie unter einer Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannigfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirische Erkenntnis, d.h. Erfahrung. Es liegt also an dem seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urteilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen geordnet zu haben. Die sinnlichen Vorstellungen kommen freilich denen des Verstandes zuvor und stellen sich in Masse dar. Aber desto reichhaltiger ist der Ertrag, wenn der Verstand mit seiner Anordnung und intellektuellen Form hinzukommt und z. B. prägnan-

te Ausdrücke für den Begriff, emphatische für das Gefühl und interessante Vorstellungen für die Willensbestimmung ins Bewusstsein bringt. Die Sinnlichkeit hat das Verdienst, dem Verstande reichhaltigen Stoff dargeboten zu haben, wogegen die abstrakten Begriffe desselben oft nur schimmernde Armseligkeiten sind.

Kant der Pedant, der nur die Vernunft gelten lassen will? Man sieht das Gegenteil ist wahr. Aber nur die Sinnlichkeit gelten zu lassen, das wollte er auch nicht. Wozu hat auch die Menschheit versucht, aus dem durch die Sinnlichkeit erregten Denken ein Wissensvermögen zu machen?

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die zweite und dritte Anklage

§ 10. Die Sinne gebieten nicht über den Verstand. Sie bieten sich vielmehr nur dem Verstande an, um über ihren Dienst zu disponieren. Wenn gewisse Urteile und Einsichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelt des Verstandes) hervorgehend, sondern dieser als für sich gebietend und Empfindungen für Urteile geltend angenommen werden, so ist das bare Schwärmerei, welche mit der Sinnenverrückung in naher Verwandtschaft steht.

§ 11. Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch, genau erwogen, wichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht, und dieses darum, nicht weil sie immer richtig urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen, weshalb der Irrtum immer nur dem Verstande zur Last fällt.

Doch gereicht diesem der Sinnenschein (species, apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung, wonach der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjektive seiner Vorstellungsart für das Objektive und so Erscheinung für Erfahrung zu halten, dadurch aber in Irrtum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu geraten.

Die Leiblichkeit der Sinnesorgane wie des Denkorgans selbst bewirkt, dass die Eindrücke auf eine bestimmte Art, die Vorstellungsart, aufgenommen werden. Es ist das Rohmaterial, der Schein oder vielleicht besser das Anscheinende, das vom Verstand interpretiert werden muss. Wenn der Verstand scharf ist, dann wird er das Problem, das Reale hinter dem Anscheinenden zu erkennen, lösen, wie Kopernikus es vermochte. Wie viel schwieriger und für die eigene Person und deren Entwicklung viel wichtiger ist es aber, im Umgang mit den anderen die Realität, die Absichten hinter dem konstruierten Anscheinenden, zu sehen.

Ein Tadel, den die Logik (die Wissenschaft) der Sinnlichkeit entgegen wirft, ist der, dass man der Erkenntnis aus dem Sinnerleben Seichtigkeit (Individualität, Einschränkung aufs Einzelne) vorwirft, da hingegen den Verstand, der aufs Allgemeine geht, eben darum aber zu Abstraktionen sich bequemen muss, der Vorwurf der Trockenheit trifft. Die Welt will betrogen werden, weil sie die wilde Spekulation höher achtet als den klaren Blick auf die Realien.

Vom Können in Ansehung des Erkenntnisvermögens überhaupt

Das Können, das heißt die Befähigung des Bewusstseins, seiner Leistungen, seiner Scharfsinnigkeit, besteht darin, das Tunliche, das Richtige, Angemessene herauszuarbeiten. Konkret darin, etwas, was schwer zu durchschauen und zu handhaben ist, leicht zu machen, hinter der Mannigfaltigkeit das Eigentliche, das Wesen, den *Punkt* zu erkennen und dadurch die möglichen Wege zur Lösung zu finden. Was mehr könnte man vom Denkvermögen verlangen?

§ 12. Der vorhergehende Paragraph führt uns zur Erörterung der Begriffe vom Leichten und Schweren (leve et grave), im übertragenen Sinn das Tunliche (facile) und Untunliche (difficile). Die Leichtigkeit etwas zu tun (promptitudo) muss mit der Fertigkeit in solchen Handlungen (habitus) nicht verwechselt werden. Die erstere bedeutet einen gewissen Grad des mechanischen Vermögens: »ich kann, wenn ich will«, und bezeichnet subjektive Möglichkeit, die zweite die subjektiv-praktische Notwendigkeit, d.h. Gewohnheit, mithin einen gewissen Grad des Willens, der durch den oft wiederholten Gebrauch seines Vermögens erworben wird: »ich will, weil es die Pflicht gebietet«. Daher kann man die Tugend nicht so erklären, sie sei die Fertigkeit in freien rechtmäßigen Handlungen, denn da wäre sie bloß Mechanismus der Kraftanwendung, sondern Tugend ist die in moralische Stärke in Befolgung seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Lästigen entgegengesetzt. Leicht ist einem Subjekt dasjenige, wozu ein großer Überschuss seines Vermögens über die zu einer Tat erforderliche Kraftanwendung in ihm anzutreffen ist. Etwas Schweres leicht zu machen ist Verdienst, es als leicht vorzumalen, ob man gleich es selbst zu leisten nicht vermag, ist Betrug. Methoden und Maschinen und unter diesen die Verteilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (fabrikenmäßige Arbeit) machen vieles leicht,

was mit eigenen Händen ohne andere Werkzeuge zu tun schwer sein würde.

Es war dem Galilei leicht einzusehen, wie es wirklich am Himmel zugeht, weil ihm erstmals das Mittel des weitaus besseren Fernrohrs zur Verfügung stand und er daher im Kreisen der Monde um den Jupiter das Modell des Sonnensystems erkennen konnte und damit den Beweis der kopernikanischen Thesen als empirisch belegt sah. Meistens gingen in der Naturwissenschaft neue Erkenntnisse neue Mittel voraus, Fernrohr, Mikroskop und Elektronenmikroskop sind Beispiele dafür. Aber es gibt auch den Fall des Paradigmenwechsels, eine tradierte durch eine alternative Betrachtungsweise zu ersetzen, so wie Kopernikus es tat. Das kann man auch im eigenen Leben so praktizieren. Es sind dies die Verzweigungen, auch die Brüche, da ist die Vernunft gefordert. Aber aus Gefühligkeit Brüche zu erzeugen, das ist nicht angebracht. Und wenn die Brüche nicht als notwendig erkannt, sondern aus Mode und Fremddeutungen entstehen, dann ist man am Punkt der Mündigkeit zum eigenen Schaden vorbeigeglitten.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorschrift zur Unternehmung gibt (wie z. B. in Nachforschungen der Metaphysik), mag zwar abschrecken, aber das ist doch besser als sie zu verhehlen. Der alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Dem alles, was er tut, leicht lässt, ist gewandt, so wie der, dessen Tun Mühe verrät, schwerfällig.

Die Gemütsstimmung der Menschen bei Unternehmung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an (Melancholische), bei andern ist die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das erste, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguinische). Das ist so eine Form der natürlichen Privatgesetzlichkeit, über die man lange nachdenken kann.

Nun folgt eine große Klage über die Plackereien des Lebens, das sich gegenseitige Anöden. Wie viel Zeit wird doch dadurch verschwendet, dass die lästigen Rituale durchlitten werden müssen. Man darf es dem Professor Kant nachsehen, dass er im folgenden seinem Herzen freien Lauf lässt. *Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen und Kondolenzen zu begehen? Was ist aber auch einem beschäftigten Mann beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Vexationen (Plackereien), die ein jeder herzlich wünscht los zu werden, indes er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.*

Als Rektor der Universität hatte Kant eine Rede zum Jahrestag des Ge-

burtstags des Monarchen zu halten, eine aufgedrängte Plackerei. Und wie hat er sich dieser gestellt? Eine dieser Reden ist überliefert, sie ist göttlich kurz.

Welche Vexationen gibt es nicht in äußeren, zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen, wo gerade darin, dass sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, sich durch Zeremonien und Observanzen, Büßungen und Kasteiungen (je mehr desto besser) geduldig hudehn zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird, indessen dass diese Frondienste zwar mechanisch leicht (weil keine lasterhafte Neigung dabei aufgeopfert werden darf), aber dem Vernünftigen moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen müssen.

Wie viel Lebenszeit wird durch das Unterwerfen unter das geschäftige Nichtstun doch verloren? Aber als Fluchtraum vor der eigentlichen Aufgabe, das Schwere leicht zu machen, ist es ja auch oft sehr willkommen. Da macht man das faktisch Leichte schwer.

Was ist aber von dem ruhmredigen Aussprüche der Kraftmänner zu halten: »Was der Mensch will, das kann er?« Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie. Denn wer wüsste nicht, dass es das nicht zu behebende Schwere auch gibt, vor allem dann, wenn das Gefühl, etwas unbedingt zu tun, eine Lösung zu finden, vorhanden ist, aber die Mittel dazu fehlen. Da ist der Weg in die Verzweiflung und die Flucht in Ersatzhandlungen weit offen. Es ist eigentlich merkwürdig, weshalb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dies bis heute die Literatur über das Schwere so anschwillt? Emile Durkheim hat mit seinem Konzept der Anomie eine Erklärung gefunden. Es sind die Plackereien, die mit dem Aufbruch des Bürgertums in die Moderne einhergingen. Man sollte noch einmal Jane Austen lesen, in deren Schriften trotz aller Turbulenzen die Konflikte überschaubar und somit leicht bleiben.

Mit zum Tätigsein gehören die Gewohnheiten, der Rückgriff auf sie macht vieles leicht. Aber: *Endlich macht das Gewohntwerden (consuetudo), da nämlich Empfindungen von eben derselben Art durch ihre lange Dauer ohne Abwechslung die Aufmerksamkeit von den Sinnen abziehen, und man sich ihrer kaum mehr bewusst ist, zwar die Ertragung der Übel leicht (die man alsdann fälschlich mit dem Namen einer Tugend nämlich der Geduld beehrt), aber auch das Bewusstsein und die Erinnerung des empfangenen Guten schwerer, welches dann gemeiniglich zum Undank (einer wirklichen*

Untugend) führt.

Aber die Angewohnheit (assuetudo) ist eine physische innere Nötigung nach derselben Weise ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt den guten Handlungen eben dadurch ihren moralischen Wert, weil sie der Freiheit des Gemüts Abbruch tut und zudem zu gedankenlosen Wiederholungen eben desselben Akts (Monotonie) führt und dadurch lächerlich wird.

In der Regel ist alle Angewohnheit verwerflich. (Und wenn sie als Normverhalten abverlangt wird, oft um so mehr.)

Angewohnheiten können nützlich wie schädlich sein, das Denken muss da auf der Hut sein. Greift man immer auf das Gewohnte zurück, so verschließt man sich, nimmt nicht an den Transformationen in der Zeit und den wechselnden Anforderungen im eigenen Lebenslauf teil. Das Abwerfen von schlechten Angewohnheiten als Tugend sollte nicht unerwähnt bleiben. Der Satz ist eine sehr nützliche Maxime, gerade dann, wenn man älter wird. Es ist ja so, dass dann, wenn man (noch) jung ist, es notwendig ist, dass man sich in die Denk- und Empfindungsgewohnheiten der Zeit hineinleben muss (gleichwohl sie einem auch dann oft genug lästig sein mögen). Aber im Älterwerden kommt die Gefahr, dass man sich abgefunden hat, dass man sie zwar als schal empfindet und doch zwanghaft befolgt. Das Gemüt wird fast erdrückt, wenn die Angewohnheiten ritualisiert werden. Im Alter im Denken jünger werden, d.h. die Angewohnheiten abzulegen, ist eine Tugend und nachberuflich hat man die Zeit dazu.

Es wird ja oft behauptet, dass nur die Jugendwerke zählen, die späteren nur Nachklänge sind. Kant ist das beste Gegenbeispiel. Seine „Kritiken“ sind kurz „vor dem Ruhestand“ entstanden. Wer wird „Werthers Leiden“ höher schätzen als „Faust I und II“? Und Theodor Fontanes „Stechlin“ ist die glücklichste Kombination höchst erreichter Form und geläuterster Inhaltlichkeit, ohne jeden Rückgriff auf äußerliche Aktion. Aber zugegeben: Oft machen Erstlingswerke Furore auf dem Markt. Sie landen aber meistens schnell im modernen Antiquariat, so auch Fichtes Ich-Paradoxien und seine Bekanntheit konnte er nur dadurch wieder auffrischen, dass er sich mit noch Schlimmerem, dem Hass auf andere Völker „hervortat“. Wenn heute gesagt wird, Kant war ängstlich, er hat sich in seiner Kammer der Königsberger Professur vergraben, ist das sehr albern, denn er hat mehr für sich als Teleologie seines Lebens gesehen als Posten- und Geldjägerei.

Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnenschein

Der Begriff „Schein“ verlangt einige Erklärung, da er heute eine andere Bedeutung hat und im übrigen Kant ihn auch unterschiedlich verwendet. In der einen Anwendung bedeutet er einfach das Abbild der äußeren Realität im Bewusstsein. Der Verstand wühlt in diesem Material der Bewusstseinsinhalte, fragt danach, was richtig, was falsch ist, wie es im Handeln zu bewerten ist. Die weitere Variante bezieht sich auf den Schein, den das Verhalten von Menschen in das Bewusstsein wirft wie umgekehrt der Schein, den man von sich in das Bewusstsein anderer werfen will. Auch dieser kann sachlich aufgefasst werden, aber zweifellos steckt in dieser Information mehr als nur das, was die Naturgegenstände senden und als ihr Schein im Bewusstsein ankommt. Denn diese ist motiviert vom eigenem wie fremden Lebenswillen und in diesem Schein ist Bewusstsein, das nicht nur informiert, sondern auch gegebenenfalls täuschen (blenden) will. In diesem zweiten Verständnis spielt das Bewusstsein mit sich wie mit anderen, mit guter oder weniger guter Absicht. Und dabei kann schnell *Blendwerk* zustande kommen.

§ 13. Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorstellungen dem Verstande gemacht wird (praestigiae), kann natürlich oder auch künstlich sein und ist entweder Täuschung (illusio), oder Betrug (fraus). Illusion ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, dass der vermeinte Gegenstand nicht wirklich ist. Dieses Spiel des Gemüts mit dem Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend. Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vorteilhaft absticht, ist Illusion, Schminke aber Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch die zweite geöffit.

Bezauberung (fascinatio) in einem sonst gesunden Gemütszustand ist ein Blendwerk der Sinne, von dem man sagt, dass es nicht mit natürlichen Dingen zugehe. Dieses Spiel mit Menschen, dass sie ihren eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich bei solchen statt, die durch Leidenschaft stark angegriffen werden.

Es scheint, das Gefühl der Verwunderung über etwas Unerhörtes habe an sich selbst viel Anlockendes für den Schwachen, nicht bloß, weil ihm auf einmal neue Aussichten eröffnet werden, sondern weil er dadurch von dem ihm lästigen Gebrauch der Vernunft losgesprochen zu sein, dagegen andere in der Unwissenheit sich gleich zu machen verleitet wird.

Kant ist ja in diesem Werk vorrangig pädagogisch motiviert, was sich ja daraus erklärt, dass er zu jungen Menschen in seinen Kollegs spricht. Er

warnen daher vor der Ausuferung des Spielens im Gemüt. Der Blick auf die Realien soll bestimmend sein, nicht ein Leben in selbst erdachten oder übernommenen Illusionen und im Rollenspiel. Eine Eloge des Spielens auch, aber doch deutlich eher eine Warnung.

Nimmt aber Kant, in dem er die Sinnesvorstellungen als *Blendwerk* bezeichnet, nicht seine frühere Lobpreisung der Sinnlichkeit zurück? Das Rätsel löst sich auf, wenn auf die Hinzufügung des Wortes künstlich geachtet wird. Wie schon gesagt: Die Natur wirft Bilder (ihren Schein) in das Gemüt und dementsprechend kann man diese als natürliche bezeichnen. Die von Menschen gemachten sind künstlich und ihnen kann es zukommen, dass sie auch *Blendwerk* sind, sei es, dass sie losgelöst sind von einem realen Bezug oder dass sie blenden sollen (wie die Schminke). Das Bewusstsein soll mit den Materialien aus dem Sinnenschein spielen, mit welcher dahinter stehenden Absicht muss jedoch der Verstand klären.

Der wichtige Kant-Interpret Friedrich Schiller hat aus dem Konzept des Spiels mit dem Sinnenschein ein großes, optimistisches Werk gemacht, die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und dort steht im 15. Brief folgendes: *Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.* Ob Kant sich dazu völlig zustimmend verhalten hätte, kann man aber sicher bezweifeln. Andererseits definiert ja auch Kant den Auftrag des Bewusstseins, frei (spielerisch) mit den Erkenntnissen umzugehen (so in späteren Paragraphen), als Fähigkeit wie als Quelle der Freiheit. Als Realist sieht er auch die Kehrseite und daher lässt er seinem Zorn über die *Schwarzkünstler* freien Lauf: *Größer, wenigstens schädlicher ist der Betrug, den die Schwarzkünstler (die Rattenfänger) verüben. Man nannte vor alters die armen, unwissenden Weiber, die so etwas Übernatürliches tun zu können vermeinten, Hexen, und noch in diesem Jahrhundert war der Glaube daran nicht völlig ausgerottet.* Das nur als Beispiel für die Realien seiner Zeit. In Unwissenheit sich vereint zu sehen, ist wohl das Schreckgespenst Kants, aber noch schlimmer ist der Terrorismus, das Wissen für unmoralische Zwecke zu beugen, das unerlaubte Spielen mit Bewusstseinsinhalten und das Verführen.

Über wie viel *Schwarzkünstler* verfügen wir heute? Man hört da die tollsten Sachen und am schlimmsten wird es, wenn sie sich als Fürsprecher der wahren Religion gebärden oder das Motto „enrichissez-vous“ als gerechtfertigt behaupten. Welches Unheil hat doch Nietzsche, diesem Liebhaber

des Gefühls der Brutalität unter den Menschen, angerichtet, als er das Recht der „blonden Bestien“ postulierte durch Unterdrückung der „Minderen“ glücklich zu sein („Genealogie der Moral“).

Von dem erlaubten moralischen Schein

Wenn der letzte Paragraph auch auf das potentiell Fragwürdige im Spiel der Gedanken im Bewusstsein einging, so geht es jetzt um den erlaubten, d.h. nützlichen, und um den zum guten Verhalten hinführenden (moralischen) Schein. Zur Wahrnehmung gehören vor allem die Verhältnisse, die man Zivilisation nennt. Sie bilden den zentralen Bereich, man macht sich wenig Gedanken darüber, ob ein natürlicher Gegenstand diese oder eine andere Farbe hat, aber dauernd darüber, was die zivilen Verhältnisse angeht. Es geht darum, inwieweit das Mit- wie Gegeneinander in der Welt im Gemüt erscheint, wie man es interpretiert, d.h. entweder vertrauensvoll zustimmend oder enttäuscht ablehnend.

§ 14. Die Menschen sind insgesamt, je zivilisierter, desto mehr Schauspieler, sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend jemand dadurch zu betrügen, weil ein jeder andere, dass es hiermit eben nicht herzlich gemeint sei, dabei einverstanden ist, und es ist auch sehr gut, dass es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, dass Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt und gehen in die Gesinnung über. Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

Dass die zivile Welt höchst unterschiedlich interpretiert wird, war ja schon gesagt worden, so der Landmann, der die städtische Manier nicht kennt einerseits, der gewitzte Städter, der den Schein (nun des Rollenspiels) wahr, schlau ist. Der Landmann ist natürlich, der Städter zivilisiert, unnatürlich oder gekünstelt. So Rousseau, dessen „Émile“ das Buch war, das Kant so gefesselt hat, dass er beim Lesen sogar seine diätetischen Regeln missachtete, d.h. auf den Mittagsschlaf verzichtete. Wie ja dieser Erziehungsroman, der ja kein Roman sondern ebenfalls eine Anthropologie ist, eine ganze Generation in Bann schlug (vielleicht so, wie später Freuds oder Darwins Bücher). Auch Kant anerkennt die Künstlichkeit der Zivilisation, lehnt sie aber nicht ab, sondern stellt fest, dass sie erlaubt (auch notwendig) ist und zur Moralität hinführt.

Kant betrachtet skeptisch, wie lauter Menschen sind. Thomas Hobbes Buch „Leviathan“ ist da aber deutlich krasser, *der Mensch ist des Menschen Wolf*. Aber Kant tröstet sich mit dem Gedanken, dass in Befolgung des *erlaubten, moralischen Scheins* etwas Gutes herauskommt. Aus dem stillen Zwang sich so zu verhalten, wie es den zivilisatorischen Maximen entspricht, entsteht im inneren Sinn, der zunächst unter dem Diktat der Egoismen mürrisch eingestellt ist, die Bereitschaft, sie anzunehmen, den Egoismus zu bändigen, oder wenigstens zu verstecken, was ihn ja auch bindet. Der Paragraph setzt fort, was früher schon über den Pluralismus angesprochen wurde. Kant verwirft somit die Zurück zur Natur - These Rousseaus und entwirft ein Bild der pädagogischen Mission der Zivilisation. Norbert Elias Buch über den „Prozess der Zivilisation“ sollte man einmal wieder zur Hand nehmen.

Die Spannung bis hin zur Unvereinbarkeit der *Privatgesetzlichkeit* zur Allgemeingesetzlichkeit ist ja ein Element des Lebens, das in jeder Generation zum Ausdruck kommt, bis hin zur abgelehnten Anpassung und zur Revolte. Die Romane und die Geschichte liefern unendlich viel Material zu diesem Thema.

Nach diesen gleichwohl nicht gerade liebevollen Bemerkungen Kants über das, wie wir im Inneren einerseits sind und im äußeren Verhalten andererseits scheinen machen, geht es um den Lebensekel, der ja doch viele befällt und der in der schönen Literatur unserer Tage ja so gerne beschrieben wird.

So ist die Anekelung seiner eigenen Existenz aus der Leerheit des Gemüts an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile, wobei man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. h. des Überdrusses an aller Beschäftigung, die Arbeit heißt und jenen Ekel vertreiben könnte. Weil Arbeit mit Beschwerden verbunden ist, ist sie ein höchst widriges Gefühl, dessen Ursache keine andere ist, als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht).

Missmut, Langeweile, Übellaunigkeit, Wehleidigkeit, die Schuld bei anderen suchen, und im Gefolge dieser Einstellungen das Misswollen sind selbstverschuldet, sie erwachsen aus der Trägheit, d.h. sich seines Wahrnehmungs- und Denkvermögens und seiner Talente nicht zu bedienen. *Die Gemächlichkeit, ist aber betrügerisch in Ansehung der Zwecke, welche die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu sein.*

Wer gar nichts tut, d.h. sich keine Ziele über die der bloßen Existenz hinaus

setzt, verdirbt sich das Leben. *Die eigene Neigung zur Gemächlichkeit gilt es zu betrügen, welches zum Beispiel durch das Spiel mit den schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann. So hat es Kant ja getan. Das Gemüt spielend zu unterhalten, einen friedlichen Kampf für die Kultur des Gemüts zu bewirken, ist Tugend, widrigenfalls es heißen würde, die Zeit zu töten. Es gilt: Mit Gewalt ist wider die Neigung der Trägheit nichts ausgerichtet, man muss sie überlisten und, wie Swift sagt, dem Walfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff, die eigene Glückseligkeit, zu retten.*

Und wiederholend: *Die Natur hat den Hang, sich gerne täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute, ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der andern Achtung einflößt (sich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden sein, wenn das männliche Geschlecht ihren Reizen nicht zu huldigen schiene. Und Sittsamkeit (pudicitia), ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem anderen Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nötig ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des anderen abzuwürdigen.*

Überhaupt ist alles, was man Wohlanständigkeit (decorum) nennt, von derselben Art, nämlich nichts als schöner Schein. Aber doch notwendig und zweckmäßig. Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herablassung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Komplimente) und die ganze höfische Galanterie samt den heißesten Freundschaftsversicherungen mit Worten sind zwar nicht eben immer Wahrheit. „Meine lieben Freunde, es gibt keinen Freund“ so Aristoteles, aber sie betrügen darum doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und dann vornehmlich darum, weil diese anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinleiten. Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze, ein Kind ist der, welcher sie für echtes Gold nimmt. Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenngleich mit ansehnlichem Verlust, in bares Gold umgesetzt werden.

Selbst der Schein des Guten an anderen muss uns wert sein, weil aus diesem Spiel mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. Nur der Schein des Guten in uns selbst muss ohne Verschonen weggewischt und der Schleier, womit

die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden, weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar Wegwerfung desselben die Überredung nichts schuldig zu sein sich vorspiegelt.

Menschen sind also Naturwesen, die das Wohlwollen (mit Hilfe der Geselligkeit) erst erlernen müssen. Hier endet dieser Gedankengang, der ja tief in menschliche Unzulänglichkeiten hinabtauchte und viel Futter zum Nachdenken brachte, ohne dass man das Ei des Columbus finden könnte. *Die Welt, wie sie* - in meiner gegenwärtigen Zeit - *so geworden ist*, anzunehmen ohne ihr zu verfallen zu sein, ist Tugend. Distanz im Denken und Bewerten zu halten ist nötig, wie *vorsichtig und nachsichtig* zu sein (Schopenhauer), aber ohne die Attitüde, den Angeekelten zu spielen. Strindberg oder Sartre soll man lesen, aber sie allzu ernst zu nehmen, wäre sehr unklug. Gleichwohl, der Paragraph ist verwirrend. Ist der Mensch ein Künstler seiner selbst, der das Anständige nicht aus Überzeugung in seine moralische Sendung annimmt, sondern den schönen Schein der Ehrbarkeit nur solange aufrecht erhält, solange es ihm nützlich ist? Hinter einem Menschen, der sich der Formen der Höflichkeit bedient, kann sich ohne weiteres ein Betrüger verbergen. Auch die hochgelobte Tugend des Mutes ist relativ, denn ein Bankräuber ist ja auch mutig. Und der Landmann, der nicht gewitzt ist und daher grob-ungeschlacht erscheint, ist von den vernünftigsten und ehrlich lauterer Motiven beherrscht, weil er sich in seinem Egoismus nicht erkünstelt hat, und gerade er wird betrogen. So wie das Fräulein von Sternheim in diesem vogoethischen Roman der Frau de la Roche. Der gewitzte Städter oder der sogenannte Weltmann verbirgt hinter dem „schönen Schein“ den banalsten Egoismus und betrügt.

Der Gedankengang an dieser Stelle verlangt nach mehr Tiefe, und diese hat Kant in der „Metaphysik der Sitten“ ja entwickelt. Dort ist die Pflichtenethik dargestellt und darin auch der berühmte Satz, dass man sich beim Tätigsein überlegen solle, ob die Maxime des Handelns als allgemeines Gesetz Gültigkeit beanspruchen kann. Sicher der Ich-Verrücktheit ein Gräuel, dem *bon sens* sicher nicht.

Den Paragraphen so zu interpretieren, dass Kant kritiklose Anpassung an die gegebene Zivilisation fordert, das wäre ein schlimmer Fehlschluss, das ergibt sich aus seinem gesamten Werk und seiner Forderung der Mündigkeit, was ja auch bedeutet, die Zivilisation kritisch zu sehen, wenn auch nicht in der Weise, wie Rousseau es getan hat. Das Leben in der Gemein-

schaft *muss wohl bedacht sein*, eine wertvolle Tugend, aus der erst die Formen der klassischen Tugenden interpretiert werden können. Alles im Leben ist geordnete und oft ungeordnete Bewegung: Das gilt auch für die elementar-stoffliche Welt der Erdoberfläche, aber noch viel mehr für die Welt der Zivilisation.

Von den fünf Sinnen

Ein neues Thema, das der Physiologie und der verschiedenen Einwirkungen der Sinne, die Antennen zum Äußeren, auf das Gemüt. Eine Fortführung in der Erklärung der Topik des Bewusstseins. Die Sinnesorgane sind es wert, näher betrachtet zu werden, denn ohne sie gäbe es keine Innerlichkeit über das vegetative und instinktive Leben hinaus. Die Sinnesorgane wären ja zu nichts nütze, wenn ihre Botschaften vermittels der Nervenreize nicht auf ein empfangendes wie abrufendes Subjekt träfen, dieses ist die Einbildungskraft. Ist dieses nun der Verstand, der wissen, klären will? Oder (noch) die reine Sinnlichkeit, die affiziert wurde. Die Einbildungskraft erzeugt ja (durch Erinnern) auch Bewusstseinsvorstellungen ohne direktes Ansehen des Objekts. Man weiß, wie rot aussieht, ohne einen roten Gegenstand zu sehen. Als ein neues Element der Anthropologie wird die Einbildungskraft vorgestellt, ein Schlüsselbegriff der folgenden Argumentationen.

§ 15. Die Sinnlichkeit im Erkenntnisvermögen (das Vermögen der Vorstellungen in der Anschauung) enthält zwei Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. Das erstere ist das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes, das zweite auch ohne die Gegenwart desselben. Die Sinne aber werden wiederum in den äußeren und den inneren Sinn (sensus internus) eingeteilt, der erstere ist der, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge, der zweite, wo er durchs Gemüt affiziert wird, wobei zu merken ist, dass der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empirischen Anschauung) vom Gefühl der Lust und Unlust, d.h. der Empfänglichkeit des Subjekts, durch gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, verschieden gedacht wird, den man den inwendigen Sinn (sensus interior) nennen könnte. Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewusst ist, heißt besonders Sensation, wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjekts erregt.

§ 16. Man kann zuerst die Sinne der Körperempfindung in den der Vitalempfindung (sensus vagus) und die der Organempfindung (sensus fixus)

und, da sie insgesamt nur da, wo Nerven sind, angetroffen werden, in diejenigen einteilen, welche das ganze System der Nerven, oder nur den zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörenden Nerven affizieren. Die Empfindung der Wärme und Kälte, selbst die, welche durchs Gemüt erregt wird (z. B. durch schnell wachsende Hoffnung oder Furcht), gehört zum Vital-sinn. Der Schauer, der den Menschen selbst bei der Vorstellung des Erhabenen überläuft, und das Gräuseln, womit Ammenmärchen in später Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, sind von der letzteren Art, sie durchdringen den Körper.

Der Organsinne aber können füglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, sofern sie sich auf äußere Empfindung beziehen. Die Sinne von der ersteren Klasse sind der der Betastung (tactus), des Gesichts (visus) und des Gehörs (juditus). Von der zweiten des Geschmacks (gustus), des Geruchs (olfactus), insgesamt lauter Sinne der Organempfindung.

Die §§ 17 bis 23 sind den fünf Sinnen gewidmet, sie müssen hier entfallen. Nur einige Anmerkungen / Auszüge.

Durch Betastung von allen Seiten macht man sich einen Begriff von der Gestalt eines Körpers. Dieser Sinn ist auch der einzige von unmittelbarer äußerer Wahrnehmung, eben darum auch der wichtigste und am sichersten belehrende, dennoch aber der gröbste, weil die Materie fest sein muss, von deren Oberfläche der Gestalt nach wir durch Berührung belehrt werden sollen. Ohne diesen Organsinn würden wir uns von einer körperlichen Gestalt gar keinen Begriff machen können.

Der Sinn des Gehörs ist einer der Sinne von bloß mittelbarer Wahrnehmung. Durch die Luft, die uns umgibt, und vermittelt derselben wird ein entfernter Gegenstand in großem Umfange erkannt, und durch eben dieses Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung gesetzt wird, können sich Menschen am leichtesten und vollständigsten mit andern in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen bringen. Die Gestalt des Gegenstandes wird durchs Gehör nicht gegeben, und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung desselben, sind aber eben darum, und weil sie an sich nichts, wenigstens keine Objekte, sondern allenfalls nur innere Gefühle bedeuten, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe.

Was aber den Vitalsinn betrifft, so wird dieser durch Musik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeschreiblich lebhaft und mannigfaltig nicht bloß bewegt, sondern auch gestärkt, welche also gleich-

sam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) ist. Auch ein gesellschaftlicher Genuss, der dadurch nicht vermindert wird, dass viele an ihm teilnehmen. Gleich sollte man Schuberts Lied „An die Musik“ hören.

Auch das Gesicht, das Sehen, ist ein Sinn der mittelbaren Empfindung durch eine nur für ein gewisses Organ (die Augen) empfindbare bewegte Materie, durch Licht, welches nicht wie der Schall bloß eine wellenartige Bewegung eines flüssigen Elements ist, die sich im Raume umher nach allen Seiten verbreitet, sondern eine Ausströmung, durch welche ein Punkt für das Objekt im Raume bestimmt wird, und vermittelt dessen uns das Weltgebäude in einem so unermesslichen Umfange bekannt wird. Die Welt im Großen und Kleinen. Der Sinn des Gesichts ist, wenn gleich nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der edelste.

Von den Sinnen des Geschmacks und des Riechens, das kann man auch nachlesen und sollte es auch, weil es auch über die gefährlichen Genussmittel geht, die die Leiblichkeit, insgesamt wie die des Denkkorgans, beeinträchtigen, gleichwohl sehr beliebt sind.

Je stärker die Sinne bei eben demselben Grade des auf sie geschehenen Einflusses sich affiziert fühlen, desto weniger lehren sie. Umgekehrt: wenn sie viel lehren sollen, müssen sie mäßig affizieren. Im stärksten Licht sieht (unterscheidet) man nichts, und eine stentorisch angestrenzte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken). Grell und laut sein ist also Gift für die Wahrnehmung über die Sinne, gleichwohl beliebt. Je empfänglicher der Vitalsinn für Eindrücke ist (je zärtlicher und empfindlicher), desto unglücklicher ist der Mensch. Je empfänglicher für den Organsinn (empfindsamer), dagegen abgehärteter für den Vitalsinn, der Mensch ist, desto glücklicher ist er. Ich sage glücklicher, nicht eben moralisch-besser, denn er hat das Gefühl seines Wohlseins mehr in seiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (sensibilitas sthenica) kann man zarte Empfindsamkeit, die aus Schwäche des Subjekts, dem Eindringen der Sinneninflüsse ins Bewusstsein nicht hinreichend widerstehen zu können, d.h. wider Willen darauf zu attendieren, zärtliche Empfindlichkeit (sensibilitas asthenica) nennen.

Pathos in der Sprache im Schreiben. Es ist immer diese Stimme, die schreit und etwas will, was mir aufgedrängt wird. Im Fall der Stentorstimme ist das prüfende Denken sehr notwendig. Und der Weg in die Irreleitung sehr kurz. Wenn Hitlers Redeschwall und Gestik uns heute lächerlich vorkommen, so muss man doch sehen, dass sie denjenigen, die ihnen verfallen wa-

ren, als überzeugend erschienen, sie mitgerissen haben in die Welt der Bösartigkeit.

Kant behandelt die fünf physiologischen Sinne, die mit den Nervenbahnen, den vegetativen und intellektuellen Organen die leibliche Topik des Bewusstseins ausmachen. Die Betonung liegt auf leiblich als Einheit des physischen und intellektuellen Körpers. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert nachzulesen, dass Kant den Ärzten empfohlen hat, nachzusehen, ob die Leistungen des Bewusstseins aufgrund chemischer Vorgänge zu erklären sind. Bemerkenswert ja deswegen, weil zur Zeit Kants noch nicht erkannt worden war, dass die Zelle der Baustein des Lebens ist, das war die Entdeckung durch Rudolf Virchow in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Mit Darwins Abstammungslehre kam die kopernikanische Wende im Verständnis der Welt und der Menschheit, ihre Naturgebundenheit. Man amüsiert sich heute über die Aufregungen, die Darwin ausgelöst hatte. Unsere nächsten Verwandten sind nicht die (erdachten) Geister im Himmel, sondern die niedlichen Schimpansen. Später hat man sich Überlegungen darüber gemacht, neben die physiologischen psychologische Sinne zu definieren. Aber vielleicht ist es doch besser diese als Regionen des Denkvermögens zu sehen. Dass Kant das Betasten als primären Sinn sieht, finde ich sehr richtig. Man darf darunter ja nicht die Reize der Fingerkuppen etwa verstehen, sondern alles, was die Bewegungsfähigkeit des Körpers ausmacht. Wie das Neugeborene betasten wir die Welt durch Bewegung. Die angeborene Trägheit ist ein Hindernis, aber man kann in sich ein produktives, pluralistisches Milieu schaffen, das sie überwindet. In dem wir sie physisch ergriffen haben, ist der Weg bereitet sie intellektuell zu begreifen.

Vom inneren Sinn

Ein Wiederaufgreifen, eine weiterer Schritt das Modell des Denkvermögens zu detaillieren oder vielleicht richtiger gesagt eine Zusammenführung oder Zwischenbilanz des bisher Gesagten.

§ 24. Der innere Sinn ist nicht die reine Apperzeption, ein Bewusstsein dessen, was der Mensch tut, denn dieses gehört zum Denkungsvermögen, sondern was er leidet, wiefern er durch sein ein eignes Gedankenspiel affiziert wird. Ihm liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältnis der Vorstellung in der Zeit (so wie sie darin zugleich oder nacheinander zum Grunde). Die Wahrnehmungen desselben und die durch ihre Verknüpfung zusammengesetzte (wahre oder scheinbare) innere Erfahrung ist nicht bloß anthropologisch, wo man nämlich davon absieht, ob der Mensch eine Seele

(als besondere unkörperliche Substanz) habe oder nicht, sondern psychologisch, wo man eine solche in sich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüt, welches als bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgestellt ist, als besondere im Menschen wohnende Substanz angesehen wird.

Da gibt es alsdann nur Einen inneren Sinn, weil es nicht verschiedene Organe sind, durch welche der Mensch sich innerlich empfindet, und man könnte sagen, die Seele ist das Organ des inneren Sinnes, von dem nun gesagt wird, dass er auch Täuschungen unterworfen ist, die darin bestehen, dass der Mensch die Erscheinungen desselben entweder für äußere Erscheinungen, d. h. Einbildungen für Empfindungen, nimmt, oder aber gar für Eingebungen hält, von denen ein anderes Wesen, welches doch kein Gegenstand äußerer Sinne ist, die Ursache sei, wo die Illusion alsdann Schwärmerei oder auch Geisterseherei und beides Betrug des inneren Sinnes ist.

In beiden Fällen ist es Gemütskrankheit, der Hang das Spiel der Vorstellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntnis anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung ist. Oft auch sich selbst mit einer gekünstelten Gemütsstimmung hinzuhalten, vielleicht weil man sie für heilsam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anschauungen (Träumen im Wachen) sich zu hintergehen. Denn nachgerade hält der Mensch das, was er sich selbst vorsätzlich ins Gemüt hineingetragen hat, für etwas, das schon vorher in demselben gelegen hätte, und glaubt das, was er sich selbst aufdrang, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben. Diese Verstimmung des Gemüts kann nicht füglich durch vernünftige Vorstellungen (denn was vermögen die wider vermeinte Anschauungen?) gehoben werden. Der Hang, in sich selbst gekehrt zu sein, kann samt den daher kommenden Täuschungen des inneren Sinnes nur dadurch in Ordnung gebracht werden, dass der Mensch in die äußere Welt und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußeren Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird.

Pluralistisch sein, neugierig, offen, in Lust ergriffen von der Mannigfaltigkeit der Welt und der Lebensumstände (auch wenn sie uns Sorgen machen sollten), von der Pflicht gegenüber der eigenen und der fremden Existenz affiziert zu werden: Man kann es mit Kant nur immer wieder betonen.

Kants Konzeption des Denkvermögens

An dieser Stelle lässt sich bequem einfügen, wie Kant das Denkvermögen in seine Elemente, Funktionen, seine Arbeit und seine Leistungsvermögen

(auch Bedingt- wie Begrenztheit) einteilt. Er betrachtet zunächst die Art des Denkens und danach den Vorgang des Entstehens eines reichen und einheitlichen Bewusstseins im Kontakt der Wahrnehmungen zur Außen- wie Innenwelt. Das erste ist die (vorgefundene) Form, das zweite der Inhalt. Ohne Form ist kein Inhalt möglich, ohne Inhalte bleibt die Form leer und damit nutzlos.

Unter dem Begriff der reinen Vernunft behandelt Kant in seinem ersten Hauptwerk die Gegebenheiten der Form, d.h. wie sie durch ihre spezifische Struktur befähigt ist, Inhalte aufzunehmen und interpretieren zu können. Zwei Grundgegebenheiten sind es, die zuströmenden Inhalte zu verankern. Zum einen nach der Interpretationsform des Raumes (auch abstrakter Räume), sie ermöglicht das Nebeneinander, das Getrenntsein der wahrgenommenen Gegenstände zu erfassen. Und der Zeit, sie ermöglicht das Nacheinander, die Veränderung der Gegenstände (das Werden) zu erfassen. Schön am Beispiel der Sterngucker zu sehen, die Momentaufnahme der Sternkonstellation und deren Veränderung im Lauf der Nacht. Oder am erwachenden Bewusstsein des neugeborenen Kindes, wenn die Augenbewegungen sich koordinieren und sich auf unterschiedliche Gegenstände fixieren. Ebenfalls nach kurzer Zeit wird das Nacheinander innerhalb einer beweglichen Ordnung verstanden. Weil das Leben und das es begleitende Denken fortschreitend ist, ist die Interpretationsform der Zeit der stärkere Impuls. (Der schönste Gedanke wird verdrängt, weil eine anderer ihm folgt und das Denkvermögen im neuen Moment ausfüllt. Dagegen hilft nur das Festhalten im Zettelkasten der Erinnerung.

In diese Formen, das Gerüst oder die Topik des Denkvermögens, fließen die Inhalte ein, die aus der Natur (auch des eigenen Körpers) einerseits und der Zivilisation, den gewordenen Verhältnissen des Mit- und Gegeneinanders. Sie werden mit den Kategorien bearbeitet, begrifflich gefasst oder bleiben dunkel. Kant unterscheidet dabei vier Kategorien. Es sind die Formen der Bewusstheit, d.h. das was das Denken ausmacht, bevor die Informationen aus der Sinnlichkeit in den inneren Sinn einströmen.

Die erste seit der Antike behandelte Frage lautet: Ist das Denkvermögen so ausgebildet, dass die Denkformen zum Äußeren, zu den Realien des Mannigfaltigen, adäquat sind. Vermitteln die einströmenden Informationen, ihr Schein / Abbild im Bewusstsein, eine eindeutige, richtige Wiedergabe. Oder sind sie durch Unzulänglichkeit des Denkvermögens oder dadurch, dass sie nur dem subjektiven Willen dienen, verzerrt. Es war Platon, der

mit seinem Höhlenbeispiel diese Ansicht vertreten hat, Aristoteles hat dagegen die Frage als nebensächlich angesehen. Wie Kant es sieht, ist ja schon aus der Eloge der Sinnentätigkeit gesagt, die Sinne täuschen nicht, sondern sie stellen Aufgaben, die mit Hilfe des interpretierenden Verstandes zu lösen sind. Dies ist, im Fall der offenen Interpretationsaufgaben, Aufgabe der Wissenschaft, die Klarheit und Deutlichkeit herstellen soll. Der gesunde Menschenverstand des Alltagslebens hat dies durch Erfahrungsakkumulation hinreichend (an den Zwecken gemessen) getan.

Die zweite Frage stellte Kant so: Sind Ergebnisse / Erkenntnisse aus den (reinen) Denkformen, also ohne vorher das Denken motivierende Inhalte, möglich? Gibt es Erkenntnisse, die genuin aus dem Eigenwirken des Menschenverstandes entstehen? Kann der Menschenverstand Bewusstseinsinhalte aus sich, aus seinem Inneren, kreieren? Dies bejaht er und nimmt als Belege dafür die sogenannten formalen Wissenschaften der Logik, der Mathematik und der Geometrie. Eine sehr berührende Eloge der Geometrie ist in der „Kritik der praktischen Vernunft“ enthalten.

Hinzu kommt die Fähigkeit der menschlichen Vernunft, sich für einen Paradigmenwechsel zu entscheiden, d. h. kritisch zu sein. So wie es Kopernikus getan hat, der das alte Problem, wie ist die bewegliche Ordnung am Himmel zu erklären, von einem verändernden Blickwinkel aus neu anging. Es sind die Sternstunden in der Welterklärung, die „Wenden“, ein allerdings auch missbrauchter Begriff, die nur mittelbar aus den Inhalten, vorrangig aus dem Gefäß der einen Vernunft hervorgehen. Wie auch deren Ablehnung durch das Festhalten am Dogma. So als Martin Luther sagte, Kopernikus sei ein Dummkopf, weil doch aus der Bibel das Wahre zu entnehmen sei und Melanchthon sich darum kümmerte, dass die kopernikani-sche Lehre unterdrückt wurde, aus den Büchern zunächst verbannt wurde.

Und die nächste Frage Kants lautet: Wo sind die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens? Kant bejaht dies und gibt Beispiele von unlösbaren Fragestellungen, diese nennt er *Antinomien*. Es gibt für den Menschenverstand fundamentale Fragen, die weder in der einen noch der anderen Interpretation, Bejahung oder Verneinung, schlüssig entschieden werden können. Die Annahme der Begrenztheit des Denkvermögens, der Intellekt, hat vielen nicht gefallen, hatte doch Descartes eine Substanz des nichtstofflichen, ideellen, potentiell allvermögenden Geistes postuliert (Cogito ergo sum) und damit das Denkvermögen aus der natürlichen Stofflichkeit, der Einheit der Welt, herausdefiniert. Darwin und die Erforschung der Groß-

hirnrinde bewiesen und beweisen das Gegenteil.

Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnempfindungen dem Grade nach

Nach dieser Zwischenbilanz geht es weiter, neue Regionen des Denkvermögens werden behandelt, die zum Gesamtbild notwendig sind. Zunächst die Frage: Was affiziert (erregt) die Sinne vornehmlich? Physiologisch etwa, wenn Wärme in Kälte umschlägt, also eine plötzliche Differenz, psychologisch wenn Lust in Unlust umschlägt wie umgekehrt.

§ 25. *Die Sinnempfindungen werden dem Grade nach vermehrt durch den Kontrast, die Neuigkeit, den Wechsel und die Steigerung.*

Der Kontrast: *Abstechung (Kontrast) ist die Aufmerksamkeit erregende Nebeneinanderstellung einander widerwärtiger (entgegengesetzter) Sinnvorstellungen unter einem und demselben Begriffe. Sie ist vom Widerspruch unterschieden, welcher in der Verbindung einander widerstreitender Begriffe besteht. Ein wohlgebautes Stück Landes in einer Sandwüste hebt die Vorstellung des ersteren durch den bloßen Kontrast, wie die angeblich paradiesischen Gegenden in der Gegend von Damaskus in Syrien. Das Geräusch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt neben dem stillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben des Landmanns, ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geschmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorstellungen und man weilt gern dabei, weil die Sinne dadurch gestärkt werden. Vieles steht aber nicht im Kontrast, sondern im Widerspruch, und eine Sinnvorstellung vernichtet oder schwächt die andere, weil sie unter einem und demselben Begriffe das Entgegengesetzte vereinigen will, welches unmöglich ist. Doch kann man auch komisch kontrastieren und einen augenscheinlichen Widerspruch im Ton der Wahrheit oder etwas offenbar Verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen. Das ist die klärende Rolle der Ironie.*

Das Neue: *Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das verborgen Gehaltene gehört, wird die Aufmerksamkeit belebt. Denn es ist Erwerb, die Sinnvorstellung gewinnt also dadurch mehr Stärke. Das Alltägliche oder Gewohnte löscht sie aus. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntnis bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber wird die Kuriosität genannt. Diese Neigung, wenn sie nur nicht auf Ausspähung dessen geht, was eigentlich nur andere interessiert, ist nicht zu tadeln. Was aber den bloßen Sinneindruck betrifft, so macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit sei-*

ner Empfindungen alle Vorstellungen der Sinne klarer und belebter, als sie gegen Abend zu sein pflegen.

Der Wechsel: Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derselben (Ermattung der Aufmerksamkeit), und die Sinnenempfindung wird geschwächt. Abwechslung frischt sie auf. Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einsamkeit Unterhaltung bald mit Geschichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philosophie und dann mit Mathematik stärken das Gemüt. Es ist eben dieselbe Lebenskraft, welche das Bewusstsein der Empfindungen regt, aber die verschiedenen Organe derselben lösen einander in ihrer Tätigkeit ab. So ist es leichter, sich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten als steif auf einer und derselben Stelle stehen zu bleiben. Daher ist das Reisen so anlockend, nur schade, dass es bei müßigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurücklässt. Die Natur hat es nun zwar schon selbst so geordnet, dass sich zwischen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einschleicht und so das Leben interessant macht. Aber absichtlich, der Abwechslung wegen, ihn beizumischen und sich wehe zu tun, sich aufwecken zu lassen, um das erneuerte Einschlafen recht zu fühlen, ist abgeschmackt.

Die Steigerung: Eine kontinuierliche Reihe dem Grade nach verschiedener aufeinander folgender Sinnesvorstellungen hat, wenn die folgende immer stärker ist als die vorhergehende, ein Äußerstes der Anspannung (intensio), dem sich zu nähern erweckend, es zu überschreiten wiederum abspannend ist (remissio). In dem Punkte aber, der beide Zustände trennt, liegt Vollen- dung (maximum) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Leb- losigkeit zur Folge hat. Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, so muss man nicht von den starken Empfindungen anfangen (denn die ma- chen uns gegen die folgenden unempfindlich), sondern sie sich lieber an- fänglich versagen und sich kärglich zumessen, um immer höher steigen zu können.

Steigern soll mit Bedacht geschehen und daher folgt ein Sollsatz: Junger Mann! versage dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. d. g.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbeh- ren zu wollen, sondern in der feinen epikurischen, um einen immer noch wachsenden Genuss im Prospekt zu haben. Dieses Kargen mit der Bar- schaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses

wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens großenteils entsagt haben solltest. Das Bewusstsein, den Genuss in deiner Gewalt zu haben, ist wie alles Idealische fruchtbarer und weiter umfassend als alles, was den Sinn dadurch befriedigt, dass es hiermit zugleich verzehrt wird und so von der Masse des Ganzen abgeht.

Das Kargen mit der Befriedigung, diese Empfehlung hört mal wohl ungerne heutzutage. Gleichwohl es lohnt sich, darüber nachzudenken, denn das Erhaschen von möglichst vielen Befriedigungen materieller oder psychischer Art ist schwere, oft unntzliche Arbeit, ein sich selbst fremd werden. Und wie viele Bedürfnisse sind doch letztlich nur aus Marktgrnden konstruiert, gleichwohl unterwirft sich ihnen die Verführbarkeit. Wie viel Verlust im Leben macht man sich, wenn man nicht auf das Wechselspiel der drei Kategorien aufmerksam ist. Geht man zum Beispiel von A nach B, so kann man sagen, es geht darum möglichst schnell vom Ausgangs- zum Zielpunkt zu kommen. Der Erkenntnisgewinn lauert aber am Ausgangspunkt, auf dem Weg wie am Ziel gleichermaßen. Aufmerksam sein auf allen Wegen, die alle eine Triade darstellen (und um so mehr, wenn das Ziel ein Ideal ist) ist Tugend. Auch ganz praktisch gesehen, wer in Ungeduld schnell etwas niederschreibt, muss sehen, dass er in der Summe der Fehlerbereinigungen mehr Zeit verbraucht hat als wenn er bedächtig vorgegangen wäre. Der bekannte Spruch "Der Weg ist das Ziel" ist allerdings wieder eine Übertreibung, wenn auch wohlmeinend in der Absicht.

Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verlust des Sinnenvermgens

 26. Das Sinnenvermgen kann geschwächt, gehemmt oder gänzlich aufgehoben werden (im Schlaf, in der Ohnmacht, in der Trunkenheit). Aber auch im Wachen kann eine plötzlich jemanden anwandelnde Verlegenheit, sich zu besinnen, was man in einem unvorhergesehenen Falle zu tun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs seines Reflexionsvermögens, einen Stillstand im Spiel der Sinnenvorstellungen hervorbringen, bei dem man sagt, er ist aus der Fassung gebracht, außer sich, (vor Freude oder Schreck) perplex, verduzt, verblüfft und dieser Zustand ist wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns seiner Sinnenempfindungen bedarf, anzusehen.

Im heftigen, plötzlich erregten Affekt (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) ist der Mensch, wie man sagt, außer sich, (in einer Ekstasis, wenn man sich in einer Anschauung, die nicht die der Sinne ist, begriffen

zu sein glaubt) seiner selbst nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichsam gelähmt.

§ 27. Ohnmacht und Schlaf ist wie ein Vorspiel von dem Tod. Zerfallen des Leibes oder Rückkehr in den unbelebten Erdenstoff, der gleichwohl die Wurzel des Lebendigen ist, ist für das Denkvermögen eine notwendige Einsicht aber doch zugleich eine furchtbare Gewissheit. Das Tröstliche im Sterben ist vielleicht eine sanfte Empfindung des allmählichen Freiwerdens von allem Schmerz. Beneidenswert, wer so sterben darf.

Von der Einbildungskraft

Etwas Neues kommt hinzu. An dieser Stelle der Anthropologie ist wieder so ein Punkt erreicht. Es geht nun um die Produktion von Gedanken im Bewusstsein mit Hilfe der Einbildungs- und Dichtungskraft, zu denen sich das Erinnerungs- und Bezeichnungsvermögen gesellen. Jeder und jede will und soll hoffen, dass das Bewusstsein ein produktives Milieu darstellt, gleichgültig in welche verschiedenen Richtungen es sich bewegt, es sei aber immer moralisch. Der Gedanke des Gedankenspiels wird nun fortgesetzt. Was setzt das Gemüt in Bewegung? Die gegenwärtigen Wahrnehmungen einerseits aber auch oder noch mehr die Einbildungskraft andererseits. Kommen die Anstöße von Außen oder aus dem Inneren durch das Vermögen der Einbildungskraft?

§ 28. Die Einbildungskraft (facultas imaginandi), als ein Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, ist entweder produktiv, d.h. ein Vermögen der ursprünglichen Darstellung des letzteren (exhibitio originaria), welche also vor der Erfahrung vorhergeht, oder reproduktiv, der abgeleiteten (exhibitio derivativa), welche eine vorher gehabte empirische Anschauung ins Gemüt zurückbringt.

Reine Raumes- und Zeitanschauungen gehören zur ersteren Darstellung, alle übrige setzen empirische Anschauung voraus, welche, wenn sie mit dem Begriffe vom Gegenstande verbunden und also empirisches Erkenntnis wird, Erfahrung heißt. Die Einbildungskraft, sofern sie auch unwillkürlich Einbildungen hervorbringt, heißt Phantasie. Der, welcher diese für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast. Im Schlaf (einem Zustande der Gesundheit) ein unwillkürliches Spiel seiner Einbildungen zu sein, heißt träumen.

Die Einbildungskraft ist (mit andern Worten) entweder dichtend (produktiv), oder bloß zurückrufend (reproduktiv). Die produktive aber ist dennoch

darum eben nicht schöpferisch, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorstellung, die vorher unserem Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzu- bringen, sondern man kann den Stoff zu derselben immer nachweisen. Dem, der unter den sieben Farben die rote nie gesehen hätte, kann man diese Empfindung nie fasslich machen.

Ebenso ist es mit jedem besonderen aller fünf Sinne bewandt, dass nämlich die Empfindungen aus denselben in ihrer Zusammensetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, sondern ursprünglich dem Sinnes- vermögen abgelockt werden müssen. Wenn also gleich die Einbildungskraft eine noch so große Künstlerin, ja Zauberin ist, so ist sie doch nicht schöp- ferisch, sondern muss den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen herneh- men.

Wiederum eine Apologie der Sinnlichkeit, des unbefangenen Erlebens der Welt, vorurteilslos und neugierig! Kant der trockene Verstandesmensch per se? Welch eine Fehldeutung, die gleichwohl gang und gäbe ist. Aber die Einbildungskraft durch berauschende Mittel herauszulocken, das wollte er nicht durchgehen lassen.

§ 29. Die Einbildungskraft zu erregen oder zu besänftigen, gibt es ein kör- perliches Mittel in dem Genusse berauschender Genießmittel, deren einige als Gifte die Lebenskraft schwächend (das Opium), andere sie stärkend, wenigstens ihr Gefühl erhebend (wie gegorne Getränke, Wein und Bier, oder dieser ihr geistiger Auszug, Branntwein) sind. Der, welcher sie in sol- chem Übermaße zu sich nimmt, dass er die Sinnenvorstellungen nach Er- fahrungsgesetzen zu ordnen auf eine Zeit lang unvermögend wird, heißt trunken oder berauscht, und sich willkürlich oder absichtlich in diesen Zu- stand versetzen, heißt sich berauschen. Alle diese Mittel aber sollen dazu dienen, den Menschen die Last, die ursprünglich im Leben überhaupt zu liegen scheint, vergessen zu machen. Alle stumme Berauschung, d.h. dieje- nige, welche die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmitteilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an sich. Die Sorgenfreiheit und mit ihr auch wohl die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschendes Gefühl vermehrter Lebenskraft, der Berauschte fühlt nun nicht die Hinder- nisse des Lebens, mit deren Überwältigung die Natur unablässig zu tun hat (worin auch die Gesundheit besteht), und ist glücklich in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmähliche Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufenweise wieder herzustellen.

Diese Bemerkungen gehören zu dem, was die Anthropologie auch ist, eine

leiblich-geistige Diätetik, aber die diesbezüglichen Anmerkungen habe ich meisten nicht mit aufgenommen, sie könnten einen besonderen Auszug ausmachen, wie auch die zur Geselligkeit. Dass Kant geistige Getränke im Rahmen der Geselligkeit zulässt, sei am Rande vermerkt. Spötter haben aber gesagt, bei der Geselligkeit gehe es in der Regel nicht um das gemeinsame Nachdenken, sondern um das Nachschenken. Kann man nicht sagen, dass das Sehen der Mannigfaltigkeit der Welt, das verwundert sein, das Staunen und das Bewusstsein der eigenen Möglichkeit eine nun ideelle Berausung ist, die in dem Erdensohn bzw. -tochter eine produktiv-weltbürgerliche Motivation bewirkt?

§ 30. Die Originalität (nicht nachgeahmte Produktion) der Einbildungskraft, wenn sie zu Begriffen zusammenstimmt, heißt Genie, stimmt sie dazu nicht zusammen, Schwärmerei. Begriffe von Gegenständen veranlassen oft, ihnen ein selbstgeschaffenes Bild (durch produktive Einbildungskraft) unwillkürlich unterzulegen. Wandelbare, in Bewegung gesetzte Gestalten, die für sich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerksamkeit erregen könnte, dergleichen das Flackern eines Kaminfeuers, oder die mancherlei Drehungen und Blasenbewegungen eines über Steine rieselnden Bachs sind, unterhalten die Einbildungskraft mit einer Menge von Vorstellungen ganz anderer Art (als die hier des Sehens), im Gemüt zu spielen und sich im Nachdenken zu vertiefen. Selbst Musik für den, der sie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philosophen in eine Stimmung setzen, darin ein jeder nach seinen Geschäften oder seiner Liebhaberei Gedanken haschen und derselben auch mächtig werden kann, die er, wenn er in seinem Zimmer einsam sich hingesezt hätte, nicht so glücklich würde aufgefangen haben. Die Ursache dieses Phänomens scheint darin zu liegen, dass, wenn der Sinn durch ein Mannigfaltiges, was für sich gar keine Aufmerksamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgend einen andern, stärker in den Sinn fallenden Gegenstand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, sondern auch belebt wird, sofern es nämlich einer angestrongteren und anhaltenderen Einbildungskraft bedarf, um seinen Verstandesvorstellungen Stoff unterzulegen.

Der Sinn, der an einer Empfindung festgehalten wird, lässt der Angewöhnung wegen auf keine andere, fremde Empfindungen Acht geben, wird also dadurch nicht zerstreut, die Einbildungskraft aber kann sich hierbei desto besser im regelmäßigen Gange erhalten.

Sich berauschen einerseits und sich bezaubern lassen andererseits. Beim

Ersten wird man sich vor sich selbst nicht wohlfühlen, aber eine heftige Macht ist es gleichwohl und, wie die Biographien von berühmten Dichtern belegen, auch eine die produktiv werden kann. So ist James Joyce wohl öfter in Triest und anderswo im Rinnstein als im eigenen Bett aufgewacht. Und schmälert dies sein Werk? Die Berausung durch Massenauftritte ist besonders auffällig und destruktiv, wie die Geschichte zeigt. Und oft ist man gegen sie ohnmächtig. So erzählte mir eine Dame, die 1938 au pair in England war, wie abstoßend ihr das war, was da aus Deutschland herüberdrang, und wie sie gleichwohl, wieder zurück, dieser konstruierten Massen-erregung verfallen war und mitschrie.

Berausend ist alles, was als Mode daherkommt. Andererseits ist auch Mode dasjenige, was etwas Traditionelles verdrängt, einem Neuen, was immer es wert ist, den Platz schafft, bevor dieses selbst wiederum schal wird. Noch in Kants Zeit verlief der Wechsel der Moden gemächlich. Das Jagen der Moden setzt so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein.

Sich bezaubern lassen von einer schönen Landschaft oder einem Musikstück zum Beispiel bleibt individuell und steigert die Einbildungskraft. Sich diese Erfahrung zu erwerben, ist Lebenskunst und es ist ein bequemer Weg, in sich ein Dichtungsvermögen auszubilden, daraus kann sich ein schöner Umgang mit sich selbst und mit anderen ergeben. Das große Vorbild ist Eckermanns Buch „Gespräche mit Goethe“, wie diese beiden sich unterhalten, zum gegenseitigen Gewinn, ist bewunderungswürdig, wie auch, als eine andere Form, die Briefe Theodor Fontanes.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten

Kant sieht die Einbildungskraft vorrangig reproduktiv, als Rückgriff. Das Dichtungsvermögen geht darüber hinaus, es sucht im eigenen Gemüt und in äußeren Objekten, findet und erfindet. Damit kommt man in den Bereich der Erfindungen bis hin zur Kunst.

§ 31. Es gibt drei verschiedene Arten des sinnlichen Dichtungsvermögens. Diese sind das bildende der Anschauung im Raum (imaginatio plastica), das beigesellende der Anschauung in der Zeit (imaginatio associans) und das der Verwandtschaft aus der gemeinschaftlichen Abstammung der Vorstellungen voneinander (affinitas).

Das Bildende: *Ehe der Künstler eine körperliche Gestalt (gleichsam handgreiflich) darstellen kann, muss er sie in der Einbildungskraft verfertigt ha-*

ben, und diese Gestalt ist alsdann eine Dichtung, welche, wenn sie unwillkürlich ist (wie etwa im Traume), Phantasie heißt und nicht dem Künstler angehört, wenn sie aber durch Willkür (den Gestaltungswillen) regiert wird, Komposition, Erfindung genannt wird. Arbeitet nun der Künstler nach Bildern, die den Werken der Natur ähnlich sind, so heißen seine Produkte natürlich. Verfertigt er nach Bildern, die nicht in der Erfahrung vorkommen können, so heißen sie abenteuerlich, und solche Einfälle sind gleichsam Traumbilder eines Wachenden (velut aegri somnia vanae finguntur species). Wir spielen oft und gern mit der Einbildungskraft, aber die Einbildungskraft als Phantasie spielt ebenso oft und bisweilen sehr ungelegen auch mit uns. Das Spiel der Phantasie mit dem Menschen im Schlafe ist der Traum und findet auch im gesunden Zustande statt, dagegen es einen krankhaften Zustand verrät, wenn es im Wachen geschieht. Der Schlaf, als Abspannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, ist zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte notwendig, und das scheint auch der Fall mit den Träumen zu sein, so dass die Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöschen würde. Das Träumen ist eine weise Veranstaltung der Natur zur Erregung der Lebenskraft. Nur muss man die Traumgeschichten nicht für Offenbarungen aus einer unsichtbaren Welt annehmen. Oder als Traumdeuter tiefsinniges über eine innere Dämonie behaupten, das sind Flüstereien, die den Verstand durch Erfahrungen ersetzen wollen und ja einige Zeit Furore machten (so der Umgang mit Grimm's Märchen).

Die Beigesellung: Das Gesetz der Assoziation bewirkt, dass empirische Vorstellungen, die nacheinander oft folgten, eine Angewohnheit im Gemüt hervorrufen, wenn die eine erzeugt wird, entstehen auch weitere. Eine physiologische Erklärung hievon zu fordern, ist vergeblich, da man keine Kenntnis vom Gehirn und den Plätzen in demselben haben, worin die Spuren der Eindrücke aus Vorstellungen sympathetisch miteinander in Einklang kommen. Inzwischen haben die Neurologen die Regionen des Gehirns, die Plätze der einzelnen Sinnestätigkeiten, ja in vielen Fällen entschlüsseln können, ob sie dies auch für das Denkvermögen, das ja wesentlich auf Beigesellung beruht, auch erreichen werden? Ob dies eine Vision oder eher ein Alptraum ist? Jedenfalls soll es gelungen sein, mit Hilfe des Computers Sonaten im Stil Beethovens zu erzeugen, die Musikwissenschaftler als kongenial zum Schaffen des großen Komponisten beurteilten. Wird man also bald nicht mehr denken und schaffen (müssen), sondern

denken und schaffen lassen? Eine doch eher erschreckende Zukunftsaussicht.

Die Nachbarschaft durch gewohnheitsmäßiges oder willkürliche Beigesellen geht öfters sehr weit, und die Einbildungskraft geht vom Hundertsten aufs Tausendste oft so schnell, dass es scheint, man habe gewisse Zwischenglieder in der Kette der Vorstellungen gar übersprungen, obgleich man sich ihrer nur nicht bewusst geworden ist, so dass man sich selbst öfters fragen muss, wo war ich? Von wo war ich in meinem Gespräch ausgegangen, und wie bin ich zu diesem Endpunkte gelangt? Das sind ja auch die Nöte eines schriftstellernden Menschen in einem Satz gesagt.

Unter dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Verwandtschaft versteht Kant die Vereinigung aus der Abstammung des Mannigfaltigen von einem Grunde. Die regellos herumschweifende Einbildungskraft verwirrt durch den Wechsel der Vorstellungen, die an nichts objektiv angeknüpft sind, den Kopf so, dass dem, der aus einer Gesellschaft dieser Art gekommen ist, zumute wird, als ob er geträumt hätte. Es muss immer ein Thema sein sowohl beim stillen Denken als in Mitteilung der Gedanken, an welches das Mannigfaltige angereicht wird, mithin auch der Verstand dabei wirksam sein. Aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Gesetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergibt, dessen Assoziation ohne Bewusstsein der Regel doch derselben und hiermit dem Verstande gemäß, obgleich nicht als aus dem Verstande abgeleitet, verrichtet wird. Das Wort Verwandtschaft (affinitas) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verstandesverbindung analogische Wechselwirkung zweier spezifisch verschiedenen, körperlichen, innigst aufeinander wirkenden und zur Einheit strebenden Stoffe, wo diese Vereinigung etwas Drittes bewirkt, was Eigenschaften hat, die nur durch die Vereinigung zweier heterogenen Stoffe erzeugt werden können.

Verstand und Sinnlichkeit verschwistern sich bei ihrer Ungleichartigkeit doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntnis, als wenn eine von der anderen, oder beide von einem gemeinschaftlichen Stamme ihren Ursprung hätten, welches doch nicht sein kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie das Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel entsprossen sein könne.

Man könnte die zwei ersten Arten der Zusammensetzung der Vorstellungen die mathematische (der Vergrößerung), die dritte aber die dynamische (der Erzeugung) nennen, wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mittelsalz

in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräfte in der leblosen Natur sowohl als der lebenden, in der Seele ebenso wohl als des Körpers beruht auf Zersetzungen und Vereinigungen des Ungleichartigen. Wir gelangen zwar zur Erkenntnis derselben durch Erfahrung ihrer Wirkungen, die oberste Ursache aber und die einfachen Bestandteile, darin ihr Stoff aufgelöst werden kann, sind für uns unerreichbar.

§ 32. *Die Einbildungskraft ist indessen nicht so schöpferisch, als man wohl vorgibt. Der im 19. Jahrhundert konstruierte Geniekult behauptet das Gegenteil, das nicht zeitgebundene Einmalige eines großen Werkes. Doch wenn man sieht, wie zeitgeistgebunden doch alles ist, was in einer Epoche in der Literatur geschaffen wurde, so sollte man skeptisch bleiben und dies um so mehr, wenn man auf den Klappen eines gerade erschienenen Buches oder im Feuilleton der Zeitung liest, dass es sich um etwas Grandioses handele.*

*Die Einbildungskraft kann täuschen, etwas vorgaukeln. Das Heimweh der Schweizer, welches sie befällt, wenn sie in andere Länder versetzt werden, ist Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreiheit und nachbarlichen Gesellschaft in ihren Jugendjahren erregte Sehnsucht nach den Örtern, wo sie die sehr einfachen Lebensfreuden genossen, da sie dann nach dem spätern Besuche derselben sich in ihrer Erwartung sehr getäuscht und so auch geheilt finden, zwar in der Meinung, dass sich dort alles sehr geändert habe, in der Tat aber, weil sie ihre Jugend dort nicht wiederum hinbringen können, wobei es doch merkwürdig ist, dass dieses Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder- und Vetterschaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beschäftigt sind und das *ibi patria ubi bene* sich zum Wahlspruch machen.*

Wenn man vorher gehört hat, dass dieser oder jener ein böser Mensch ist, so glaubt man ihm die Tücke im Gesicht lesen zu können, und Dichtung mischt sich hier, vornehmlich wenn Affekt und Leidenschaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu einer Empfindung. Und in die Einbildungs- und Dichtungskraft mischt sich oft das personengebundene Interesse: Nach Helvetius sah eine Dame durch ein Teleskop im Monde die Schatten zweier Verliebten. Der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, sagte »Nicht doch, Madame, es sind zwei Glockentürme an einer Hauptkirche«. So sieht jeder das, was er sehen will oder kann, was zu sehen erhofft wird oder was unter der Macht der Dogmen gesehen werden soll.

Endlich kann man zu diesem unabsichtlichen Spiel der produktiven Einbildungskraft, die alsdann Phantasie genannt werden kann, auch den Hang zum arglosen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachsenen, aber sonst gutmütigen, dann und wann, bisweilen fast als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelawine wachsend, aus der Einbildungskraft hervorgehen, ohne irgendeinen Vorteil zu beabsichtigen, als bloß sich interessant zu machen. Aber wer das kann, trägt doch sehr zu einer erbaulichen Unterhaltung bei. So hat ein sonst sehr stummer finnischer Gast aus der Beschreibung des Schemels seiner Großmutter eine Erzählung fabriziert und alle hörten atemlos zu, in welche Verwicklungen der Schemel, die Großmutter und die Hauskatze gerieten.

So soll jemand gesagt haben, wenn ich so vieles erlebt hätte, wie Goethe, wäre ich auch Dichter geworden. Und die Antwort lautete: Ja, was hat er denn erlebt? Er ist von Straßburg nach Sesenheim geritten, um die Familie Brion und die Tochter Frederike aufzusuchen, ist dies je etwas Besonderes gewesen? Die Erfindungs- und Dichtungskraft war es, was hinzukam. Und noch mehr gilt dies vielleicht für Fontanes „Stechlin“, da passiert überhaupt nichts Äußerliches oder etwas, was als ungewöhnlich bezeichnet werden könnte. Und wenn die Literaturwissenschaft dies als „poetischen Realismus“ bezeichnet, dann ist es gut so, den soll man sich in allen Lebenslagen erwerben.

§ 33. Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorstellungen ist als der Sinn, so wird sie, wenn eine Leidenschaft hinzutritt, durch die Abwesenheit des Gegenstandes mehr belebt als durch die Gegenwart, wenn etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeit lang durch Zerstreungen getilgt zu sein schien, wiederum ins Gemüt zurückruft.

Die dichtende Einbildungskraft stiftet eine Art von Umgange mit uns selbst, obgleich bloß als Erscheinungen des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Nie wird die Langweile, die Empfindungsleere, quälen können, wenn man so mit sich selbst leben kann.

Die Nacht belebt sie und erhöht sie über ihren wirklichen Gehalt, so wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzusehen ist. Daher ist die Be-zähmung der Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufstehen zu können, eine zur psychologischen Diät gehörige sehr nützliche Regel. Das Frauenzimmer aber und die Hypochondristen lieben mehr

das entgegengesetzte Verhalten. Wenn Kant über „Frauenzimmer“ spricht, dann soll man ihn spielen sehen, wie auch sich erinnernd an die (als die Anthropologie zum Druck vorbereitet wurde schon verstorbene) Gräfin Kayserling, seine (vermutete) Liebschaft in seinen jungen Jahren als Erzieher ihrer Kinder. Leicht nachzuvollziehen. Sein überliefertes Jugendbildnis veranschaulicht, was Herder über ihn sagt, ein hübsches Mannsbild mit leuchtenden Augen. Zweimal dachte er daran sich zu verheiraten. Und diejenigen, die ihn beobachteten und dies niederschrieben, wissen zu berichten, dass ihm manche Kusshand zugeflogen kam und die Königsberger Frauen gerne seine Kollegs besuchten, wie er gern gesehener Gast der schon genannten Gräfin, der stadtbekannten Schönen, war. Kant ein Asket, wie albern. Der Purismus des Asketen war ihm ganz zuwider. Dazu später noch einiges mehr.

Warum lassen sich Geistergeschichten in später Nacht noch wohl anhören, die am Morgen bald nach dem Aufstehen jedem abgeschmackt und für die Unterhaltung ganz unschicklich vorkommen, wo man dagegen fragt, was Neues im Haus- oder gemeinen Wesen vorgefallen sei, oder seine Arbeit des vorigen Tages fortsetzt? Die Ursache ist, weil, was an sich bloß Spiel ist, dem Nachlassen der den Tag über erschöpften Kräfte, was aber Geschäfte ist, dem durch die Nachtruhe gestärkten und gleichsam neugeborenen Menschen angemessen ist.

Doch: Die Vergehungen (vitia) der Einbildungskraft sind, dass ihre Dichtungen entweder bloß zügellos oder gar regellos sind (effrenis aut perversa). Der letztere Fehler ist der ärgste. Die erstern Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden, die letztern in gar keiner, weil sie sich widersprechen. Die zügellose Phantasie kann immer noch einbeugen. Wie die jenes Dichters, den der Kardinal Este bei Überreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte, »Meister Ariosto, wo habt ihr all das tolle Zeug her?« Sie ist Üppigkeit aus ihrem Reichtum, aber die regellose nähert sich dem Wahnsinn, wo die Phantasie gänzlich mit dem Menschen spielt und der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat.

Es scheint, dass Kant ausschließlich über eine kleine Gruppe von (begabten) Menschen spricht, den Dichtern, Philosophen, Künstlern, Wissenschaftlern, in deren Stube noch, wie bei Alexander von Humboldt um vier Uhr morgens, die Kerze brennt und der Wissenschaftler dem Diener, der ihn ermahnt zu Bett zu gehen, sagt, es ist für mich nur noch wenig Zeit üb-

rig, das Werk („Kosmos“) abzuschließen. Aber gehören wir nicht auch dazu, zur Klasse der suchenden, auch wenn wir bescheideneren Zielen naheifern? Kant war frei vom Geniekult der Romantik, er meinte alle und fordert auf, das Dichtungsvermögen zu erproben.

Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft

Erinnern, Vorhersehen und Voraussagen sind die Werkzeuge des Intellekts, um die es jetzt geht, wie auch das Vergessen. Was heute als psychische, nicht physiologische Demenz dämonisiert wird und existentielle Angst der Älteren hervorruft, das Vergessen im Alter, ist doch oft das Schauen auf die primäre Sinnentätigkeit in der Jugend, sehr anrührend und sehr achtenswert.

§ 34. Sich vorsätzlich das Vergangene zu vergegenwärtigen ist das Erinnerungsvermögen und das Vermögen sich etwas als zukünftig vorzustellen das Vorhersehungsvermögen. Beide gründen sich auf die Assoziation der Vorstellungen des vergangenen und künftigen Zustandes mit dem gegenwärtigen. Es ist das Vermögen, eine zusammenhängende Erfahrung in der Zeit zu bilden, das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch nicht ist, durch das, was gegenwärtig ist. Die Werkzeuge sind das Gedächtnis, das Vorhersehungsvermögen und die Wahrsagergabe.

Das Gedächtnis ist von der bloß reproduktiven Einbildungskraft darin unterschieden, dass es die vormalige Vorstellung willentlich zu reproduzieren vermögend ist, das Gemüt also nicht nur ein bloßes Spiel der wechselnden Einbildungen ist. Phantasie, d. h. schöpferische Einbildungskraft, muss sich nicht darein mischen, denn dadurch würde das Gedächtnis untreu. Etwas bald ins Gedächtnis fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. Diese Eigenschaften sind aber selten beisammen. Wenn jemand glaubt etwas im Gedächtnis zu haben, aber es nicht zum Bewusstsein bringen kann, so sagt er, er könne sich nicht entsinnen. Die Bemühung hierbei ist, wenn man doch darauf bestrebt ist, sehr kopfangreifend, und man tut am besten, dass man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreut und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Objekt zurückblickt, dann ertappt man gemeiniglich eine von den assoziierten Vorstellungen, welche jene zurückruft.

Das ist die Kur und wer immer erschrickt, wenn etwas nicht in den Sinn kommt, sollte sich daran halten, jedenfalls den nahenden Untergang des Ichs nicht befürchten.

Methodisch etwas ins Gedächtnis fassen (memoriae mandare) heißt memorieren. Dieses Memorieren kann mechanisch, oder ingeniös, oder auch judiziös sein. Das erstere beruht bloß auf öfterer, buchstäblicher Wiederholung. Das ingeniöse Memorieren ist eine Methode gewisse Vorstellungen durch Assoziation mit Nebenvorstellungen dem Gedächtnis einzuprägen. Das judiziöse Memorieren ist kein anderes als das einer Tafel der Einteilung eines Systems (z. B. des Linné) in Gedanken (durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat), wieder zurecht finden kann. Oder auch der Abteilungen eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Karte, welche nach Norden, Westen usw. liegen).

Einer der Alten sagte, »Die Kunst zu schreiben hat das Gedächtnis zugrunde gerichtet (zum Teil entbehrlich gemacht)«. Etwas Wahres ist in diesem Satz, weil man darauf vertraut, es nachlesen zu können, wo es besser gewesen wäre, es sich eingepägt zu haben. Aber mit der Schreibtafel in der Tasche sicher zu sein, alles, was man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden, ist doch eine große Bequemlichkeit, und die Schreibkunst bleibt immer eine herrliche Kunst, weil, wenn sie auch nicht zur Mitteilung seines Wissens an andere gebraucht würde, sie doch die Stelle des ausgedehntesten und treuesten Gedächtnisses vertritt, dessen Mangel sie ersetzen kann.

Vergesslichkeit (obliviositas) hingegen, wo der Kopf, so oft er auch gefüllt wird, doch wie ein durchlöchertes Fass immer leer bleibt, ist ein um desto größeres Übel. Dieses ist bisweilen unverschuldet, wie bei alten Leuten, welche sich zwar die Begebenheiten ihrer jüngern Jahre gar wohl erinnern können, aber das nächst Vorhergehende immer aus den Gedanken verlieren.

Aber oft ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerstreung, die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) und Schwächung des Gedächtnis bewirkt. Die Übung in der „Kunst“, durch Romane lesen (oder Fernsehen) die Zeit zu töten, und sich dadurch für die Welt unnütz zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist abgesehen von der phantastischen Gemütsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe auf das Gedächtnis.

Die Angst, gedächtnisschwach zu werden, treibt viele dazu, täglich Kreuzworträtsel, als Methode der Frischhaltung des Gedächtnisvermögens, zu lösen. Aber doch besser ist es, ein Steckenpferd zu pflegen, denn in diesem

erinnert man sich topisch-systemhaft am Interesse, d.h. der Bezauberung, die ein Gegenstand oder eine Tätigkeit hervorbringt. Das Nachlesen von Begriffen in einem Bedeutungswörterbuch ist ebenfalls ein vorzügliches Mittel. Einmal habe ich gelesen, dass das Glück daran besteht, gesund zu sein und schnell vergessen zu können. Das Gedächtnis ist aber doch ein großes Vergnügungspotential und derjenige, der schnell vergessen muss, hat wohl viel auf dem Kerbholz zu stehen. Dass Mme de Pompadour den Spruch geprägt haben soll, „nach mir die Sintflut“, d.h. nur im Gegenwärtigen zu leben, ist sicher nicht wahr, denn sie war eine kluge und mutige Frau.

Schopenhauer hat das Gedächtnisvermögen in den Zusammenhang der strukturellen Mängel des Intellekts gestellt. Man vergisst das Nebeneinander der Gegenstände, die räumliche Dimension, wenn man an das Nacheinander der Zeit denkt, wie umgekehrt. Umso erstaunter war man, als erlebt wurde, dass die Inselbewohner des Pazifiks mit erstaunlicher Ortsbestimmtheit weit entfernte, jedenfalls nicht sichtbare Nachbarinseln besuchen. Eine große Leistung der feinsten Aufmerksamkeit auf Wind- und Meeresströmungen, der Bewegungen am Sternenhimmel und weiteres ist der Grund dafür. Aufmerksam sein und sich erinnern können sind jedenfalls mächtige Werkzeuge des Denkens.

§ 35. Das Vorhersehungsvermögen (praevisio) zu besitzen interessiert mehr als jedes andere, weil es die Bedingung aller möglichen Praxis und der Zwecke ist, worauf der Mensch den Gebrauch seiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthält ein (zweifelhaftes oder gewisses) Voraussehen dessen, was durch diese möglich ist. Das Zurücksehen aufs Vergangene (Erinnern) geschieht nur in der Absicht, um das Voraussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen, indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns sehen, um etwas zu beschließen, oder worauf gefasst zu sein.

Das empirische Voraussehen ist die Erwartung ähnlicher Fälle (expectatio casuum similium) und bedarf keiner Vernunftkunde von Ursachen und Wirkungen, sondern nur der Erinnerung beobachteter Begebenheiten, wie sie gemeinlich aufeinander folgen, und wiederholte Erfahrungen bringen darin eine Fertigkeit hervor.

Man ist genötigt den Verstand zu brauchen, um auf alle Fälle bereit zu sein. *In den Tag hinein (ohne Vorsicht und Besorgnis) leben, macht dem Verstande des Menschen eben nicht viel Ehre. Aber man kann einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten, als den, der sich*

immer nur mit trüben Aussichten die Lust am Leben verkümmert.

Unter allen Aussichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Besseren im Prospekt zu haben. Dagegen, wenn er zwar mutig den Vorsatz fasst, von nun an einen neuen und besseren Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muss, es wird doch wohl nichts daraus werden, weil du öfters dieses Versprechen dir gegeben, es aber immer unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzige Mal gebrochen hast, so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freien Willkür ankommt, da ist die Aussicht in die Zukunft entweder Vorempfindung, d.h. Ahndung (praesensio), oder Vorhererwartung (praesagitio). Das erstere deutet gleichsam einen verborgenen Sinn für das an, was noch nicht gegenwärtig ist, das zweite ein durch Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten nacheinander (das der Kausalität) erzeugtes Bewusstsein des Künftigen. Ahndungen sind meistens von der ängstlichen Art, eine Bangigkeit, welche noch unklar darüber ist, was der Gegenstand der Furcht sei. Ahndungen können aber auch Hirngespenster sein, kühne Ahndungen von Schwärmern, welche die nahe Enthüllung eines Geheimnisses zu wittern behaupten.

Die Wahrsagergabe (facultas divinatrix) ist sie nicht vorbei, das Handlesen und ähnliches? § 36. *Vorhersagen, Wahrsagen und Weissagen sind darin unterschieden, dass das erstere ein Vorhersehen nach Erfahrungsgesetzen (mithin natürlich), das zweite den bekannten Erfahrungsgesetzen entgegen (widernatürlich), das dritte aber Eingebung einer von der Natur unterschiedenen Ursache (übernatürlich) ist, oder dafür gehalten wird. Horoskope lesen, Schamanen, Gurus, Welterklärern folgen, wozu auch manche Literaten gehören. Wie aber gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (vates) zu halten, und in ihren dichterischen Anwandlungen (furor poeticus) Eingebungen zu haben sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden, dass der Dichter nicht so wie der Prosenredner bestellte Arbeit mit Muße verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden inneren Sinnenstimmung haschen muss, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen, und er hierbei sich gleichsam nur leidend verhält, wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, dass dem Genie eine*

gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sei. Hierauf gründet sich auch der Glaube an Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener) Dichter vermutet wurden (sortes Virgilianae).

Alle Weissagungen, die ein unablenkbares Schicksal eines Volks vorhervorkündigen, was doch von ihm selbst verschuldet, mithin durch seine freie Willkür herbeigeführt sein soll, haben außer dem, dass das Vorherwissen ihm unnütz ist, weil es ihm doch nicht entgehen kann, das Ungereimte an sich, dass in diesem unbedingten Verhängnis (decretum absolutum) ein Freiheitsmechanismus gedacht wird, wovon der Begriff sich selbst widerspricht. Das Äußerste der Ungereimtheit, oder des Betrugs war wohl dies, dass ein Verrückter für einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde, als ob aus ihm gleichsam ein Geist rede, ein „völkischer“ zum Beispiel.

Wer glaubt, es handele sich um Warnungen aus aufklärerischen Zeiten (gegen den Hexenglauben zum Beispiel), der muss nur auf die jüngste Geschichte schauen. Und wer dem heutigen Expertenglauben sich unreflektiert hingibt, mag sein Geld den Lehmann-Brothers anvertrauen. Das verführte mich dazu, etwas über das „Ding an sich“ anzumerken. Kant hat es als einen Bereich des Denkens definiert, das unerkannt bleibt, weil das Denken weit voran kommt, aber nicht bis zu diesem Punkt. Schopenhauer hat gemeint, es im Willen erkannt zu haben. Ich denke, es ist die Bewegung und sehe es mit Kepler, der sagte, dass der Mars ein Bewusstsein habe, weil dieser Planet so ausgeklügelt seine elliptische Bahn verfolge, worüber sich Newton amüsierte. Aber alles was ist, bewegt sich und erhält erst durch Bewegung, die zum Ausgangspunkt zurückkehrt, Dauer der Existenz. Drei Formen der Bewegung gibt es, die kreisförmige, die zum Ausgangspunkt zurückkehrt, die ebenfalls stabile des Pendels und die wegstrebende, nicht zurückkehrende, sie ist so verführerisch wie gefährlich. In der Natur kommt sie nicht vor. Bei Aristoteles, so glaube ich, gibt es einen Gedanken, die gradlinige Bewegung auf einer Scheibe, die vom äußeren, am schnellsten eilenden Punkt über Stationen von Punkten abnehmender Eile nach dem Mittelpunkt der Scheibe sich bewegt, dort ist ja Ruhe, ist das nicht ein schönes Bild von Teleologie, diesem erhabenen wie unerklärbaren Gedanken.

Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. h. vom Traume

§ 37. *Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, schla-*

fen wir aber, so hat ein jeder seine eigene. Gibt es eine schönere Definition? Man kann wohl für sicher annehmen, dass kein Schlaf ohne Traum sein könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe. Jedoch: Bei weitem die meisten Träume enthalten Beschwerlichkeiten und gefährvolle Umstände, weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben. Wie es zugehe, dass wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit versetzt werden, wird wohl immer unerklärt bleiben.

Auch dass Träume sich über Nächte und selbst mit längeren zeitlichen Unterbrechungen wiederholen, ist erstaunlich. Ob Traumdeutung, als Methode der Psychologie, etwas mehr Klarheit und vielleicht sogar Deutlichkeit der verworrenen Sinnesvorstellungen, das Unbewusste bei Freud, bewirken kann, wird behauptet. Aber das Problem bleibt bestehen, dass der therapeutische Deuter seine ihm bekannten Muster in die Interpretation hineinlegt, wie kann da etwas Richtiges entstehen? Wenn man sich selbst ans Deuten macht, so bleibt auch meistens nur Verwunderung zurück. Da kann man eine Folgerung anschließen: Wenn man schönes träumt, was ja epochenweise vorkommt, ist man glücklich. Wenn nicht, dann gilt es eine Topik der eigenen Ängste der Befürchtungen zu entwickeln, wozu haben wir denn das topische Denkvermögen als zur Exploration des Gemüts?

Von dem Bezeichnungsvermögen (Facultas signatrix)

Kant behandelt in den Paragraphen 38 und 39 die Art und die Formen, wie Gegenstände und ihr Abbild im Bewusstsein durch Symbole und durch die Sprache, durch Begriffe zumal, repräsentiert (bezeichnet) werden.

Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken, und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, dieses größte Mittel, sich selbst und andere zu verstehen. Denken ist Reden mit sich selbst. Aber oft versteht man im Sprechen und Hören nicht immer sich selbst oder andere. An dem Mangel des Bezeichnungsvermögens, oder dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, dass Menschen, die der Sprache nach einig sind, in Begriffen himmelweit voneinander abstehen, welches nur zufälligerweise, wenn ein jeder nach dem seinigen handelt, offenbar wird.

Das Bezeichnungsvermögen ist aber oft auch ausschweifend. So wird das

beobachten seiner selbst mit einem Schweif von Begriffen umgeben wie Selbsterkenntnis, Selbstanalyse und die Erfindungsgabe findet immer weiteres an Begrifflichkeit. Man denkt, es muss sich jeweils um etwas Anderes handeln und gerät in Verwirrung. Etwas nur graduell unterschiedenes begrifflich als etwas neuartiges darzustellen, ist eine Unart der Wissenschaft, und oft dadurch motiviert, sich auf dem Markt der öffentlichen Wahrnehmung selbst sein eigenes Feld zu schaffen. Ein allgemein bekanntes Wort muss immer Vorrang haben. Wie anders könnte Mitteilung erleichtert werden? Im adligen Frankreich vor der Revolution machte man sich lächerlich, wenn man nicht allgemeinverständlich sprach. Das macht den Charme der Montaigne, Pascal und Voltaire aus. So wie ich es verstanden habe, sind in der japanischen Sprache Synonyme selten, wie auch die sehr einfache Grammatik davon ausgeht, dass der Zuhörer oder Leser das spezifisch gemeinte mitdenkt, dies ist nicht Armut sondern Klugheit des Bezeichnungsvermögens.

Die sich selbst erklärenden Worte sind in der deutschen Sprache besonders häufig. Das sollte man sich bewusst machen, wenn man meint, ein Fremdwort sei präziser. Man kann sagen Introspektion, aber Selbstbeobachtung ist doch viel besser. Ein Wort, das sich so unvermittelt selbsterklärt und somit schnell im Denkvermögen verankert, sollte immer vorgezogen werden. Mach's dunkel, mach's schwer begreifbar, das sind üble Techniken. Aus den Hausväterbüchern des 17. Jahrhunderts kann man mehr über Ökonomie, das Haushalten, erfahren als aus manchem aktuellen Lehrbuch.

Vom Erkenntnisvermögen, sofern es auf Verstand gegründet wird

In den vorangegangenen Paragraphen sind die Werkzeuge des Denkvermögens behandelt worden, der Sinnlichkeit vor allem. Der folgende Paragraph ist wie eine Vergewisserung, ein Festhalten der Topik des Denkens wie, dass der Verstand nun mit seinen Leistungen hinzukommt.

§ 40. Verstand, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), wird auch das obere Erkenntnisvermögen (zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, als dem unteren) genannt, darum weil das Vermögen der Anschauungen (reiner oder empirischer) nur das Einzelne in Gegenständen, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorstellungen derselben, die Regel, enthält, der das Mannigfaltige der sinnlichen Anschauungen untergeordnet werden muss, um Einheit zur Erkenntnis des Objekts hervorzubringen.

Vornehmer ist also zwar freilich der Verstand als die Sinnlichkeit. Ver-

stand ohne Sinnlichkeit vermag aber gar nichts. Es ist also zwischen beiden kein Rangstreit, obgleich der eine als oberer und der andere als unterer betitelt wird. Wäre es somit nicht besser gewesen zu sagen, nicht unten und oben, sondern auf der einen Seite und auf der anderen, verbunden durch Wechselseitigkeit? Oder man könnte sagen, dass der Baum der Erkenntnis ein Laubbaum aus Sinnlichkeit ist, in dem sich ein willkommener Gast, der Verstand, in Wurzel, Stamm und Krone eingelebt hat.

Es wird aber das Wort Verstand auch in besonderer Bedeutung genommen, da er nämlich als ein Glied der Einteilung mit zwei anderen dem Verstande in allgemeiner Bedeutung untergeordnet wird, und da besteht das obere Erkenntnisvermögen (materialiter, d.h. nicht für sich allein, sondern in Beziehung aufs Erkenntnis der Gegenstände betrachtet) aus Verstand, Urteilskraft und Vernunft. Lasst uns jetzt Beobachtungen über den Menschen anstellen, wie einer von dem andern in diesen Gemütsgaben oder deren gewohnten Gebrauch oder Missbrauch unterschieden ist, erstlich in einer gesunden Seele, dann aber auch in der Gemütskrankheit.

Anthropologische Vergleichung der drei oberen Erkenntnisvermögen miteinander

§ 41. Ein richtiger Verstand ist der, welcher nicht sowohl durch Vielheit der Begriffe schimmernd ist, als vielmehr durch Angemessenheit derselben zur Erkenntnis des Gegenstandes, also zur Auffassung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Mensch hat viele Begriffe im Kopf, die insgesamt auf Ähnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Objekt und der Bestimmung desselben doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von behenden Begriffen sein. Der richtige Verstand, welcher für Begriffe der (all-)gemeinen Erkenntnis zulangt, heißt der gesunde (fürs Haus hinreichende) Verstand.

Es versteht sich von selber, dass die Naturgabe eines bloß geraden und richtigen Verstandes sich selbst in Ansehung des Umfanges des ihm zugemuteten Wissens einschränken und der damit Begabte bescheiden verfahren wird. Das würde aber bedeuten, dass man nur Erdenmensch bleibt, der ausschließlich seinen Geschäften nachgeht.

§ 42. Wen unter dem Worte Verstand das Vermögen der Erkenntnis der Regeln (und so durch Begriffe) überhaupt gemeint wird, so dass er das ganze obere Erkenntnisvermögen in sich fasst, so sind darunter nicht diejenigen Regeln zu verstehen, nach welchen die Natur den Menschen in seinem Ver-

fahren leitet. Ein richtiger Verstand, geübte Urteilskraft und gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang des intellektuellen Erkenntnisvermögens aus, vornehmlich sofern dieses auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des Praktischen, d. h. zu Zwecken, beurteilt wird.

Ein richtiger Verstand ist der gesunde Verstand, sofern er Angemessenheit der Begriffe zum Zwecke ihres Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit (sufficientia) und Abgemessenheit (praecisio), vereinigt, die Angemessenheit, d.h. die Beschaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr, auch nicht weniger, als der Gegenstand erfordert, zu enthalten (conceptus rem adaequans), so ist ein richtiger Verstand unter den intellektuellen Vermögen das erste und Vornehmste, weil er mit den wenigsten Mitteln seinem Zweck ein Genüge tut.

Arglist, der Kopf zur Intrige, wird oft für großen, obwohl missbrauchten Verstand gehalten, aber er ist gerade nur die Denkungsart sehr eingeschränkter Menschen und von der Klugheit, deren Schein sie an sich hat, sehr unterschieden. Man kann nur einmal den Treuherzigen hintergehen, was dann der eigenen Absicht des Listigen in der Folge sehr nachteilig wird.

Klügeln ist nicht Verstand haben. Maximen zur Schau aufstellen, gegen welche doch ihre Tat im Widerspruche ist, heißt nicht vernünftig. Der natürliche Verstand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert und mit Regeln ausgestattet werden, aber das zweite intellektuelle Vermögen, nämlich das der Unterscheidung, ob etwas ein Fall der Regel sei oder nicht, die Urteilskraft (iudicium), kann nicht belehrt, sondern nur geübt werden, daher ihr Wachstum Reife und so derjenige Verstand heißt, der nicht vor Jahren kommt.

§ 43. *Wenn nun Verstand das Vermögen der Regeln, die Urteilskraft das Vermögen das Besondere, sofern es ein Fall dieser Regel ist, aufzufinden ist, so ist die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten und dieses letztere also nach Prinzipien und als notwendig vorzustellen.*

Man kann sie also auch durch das Vermögen nach Grundsätzen zu urteilen und (in praktischer Rücksicht) zu handeln erklären. Zu jedem moralischen Urteile (mithin auch der Religion) bedarf der Mensch Vernunft und kann sich nicht auf Satzungen und eingeführte Gebräuche fußen.

Ideen sind Vernunftbegriffe, denen kein Gegenstand in der Erfahrung ad-

äquat gegeben werden kann. Sie sind weder Anschauungen (wie die von Raum und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückseligkeitslehre sie sucht), welche beide zur Sinnlichkeit gehören, sondern Begriffe von einer Vollkommenheit, der man sich zwar immer nähern, sie aber nie vollständig erreichen kann.

Vernünftelei (ohne gesunde Vernunft) ist ein den Endzweck vorbeigehender Gebrauch der Vernunft, teils aus Unvermögen, teils aus Verfehlung des Gesichtspunkts.

Dass aber der sogenannte Laie (Laicus) in Sachen der Religion, da diese als Moral gewürdigt werden muss, sich seiner eigenen Vernunft nicht bedienen, sondern dem bestellten Geistlichen, mithin fremder Vernunft folgen solle, ist ungerecht zu verlangen, da im Moralischen ein jeder sein Tun und Lassen selbst verantworten muss, und der Geistliche die Rechenschaft darüber nicht auf seine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch nur kann.

In diesen Fällen aber sind die Menschen geneigt, mehr Sicherheit für ihre Person darin zu setzen, dass sie sich alles eigenen Vernunftgebrauchs begeben und sich passiv und gehorsam unter eingeführte Satzungen heiliger Männer fügen. Dies tun sie aber nicht sowohl aus dem Gefühl Unvermögens in Einsichten (denn das Wesentliche aller Religion ist doch Moral, die jedem Menschen bald von selbst einleuchtet), sondern aus Arglist, teils um, wenn etwa hierbei gefehlt sein möchte, die Schuld auf andere schieben zu können, teils und vornehmlich um jenem Wesentlichen (der Herzensänderung), welches viel schwerer ist als Kultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom gesetzmäßig-vollkommenen praktischen Gebrauch der Vernunft, ist wohl zu viel von Menschen gefordert, aber auch selbst dem mindesten Grade nach kann sie ein anderer ihm nicht eingießen, sondern er muss sie aus sich selbst herausbringen. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drei dahin führende Maximen, zuerst Selbstdenken, dann sich (in der Mitteilung mit Menschen) an die Stelle des anderen zu denken, und schließlich jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Das Zeitalter der Gelangung des Menschen zum vollständigen Gebrauch seiner Vernunft kann in Ansehung seiner Geschicklichkeit (Kunstvermögens zu beliebiger Absicht) etwa ins zwanzigste, das in Ansehung der Klugheit (andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen) ins vierzigste, endlich das der Weisheit etwa im sechzigsten anberaumt werden, in welcher letzteren Epoche aber sie mehr negativ ist, alle Torheiten der beiden

ersteren einzusehen, wo man sagen kann, »Es ist schade alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen«.

§ 44. So wie das Vermögen zum Allgemeinen (der Regel) das Besondere auszufinden Urteilkraft, so ist dasjenige zum Besondern das Allgemeine auszudenken der Witz (ingenium). Das erstere geht auf Bemerkung der Unterschiede unter dem Mannigfaltigen, zum Teil Identischen, das zweite auf die Identität des Mannigfaltigen, zum Teil Verschiedenen. Das vorzüglichste Talent in beiden ist, auch die kleinsten Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Vermögen dazu ist Scharfsinnigkeit (acumen), und Bemerkungen dieser Art heißen Subtilitäten, welche, wenn sie doch die Erkenntnis nicht weiterbringen, leere Spitzfindigkeiten oder eitle Vernünfteleien (vanae argutationes) heißen und, obgleich eben nicht unwahre, doch unnütze Verwendung des Verstandes überhaupt sich zuschulden kommen lassen.

Also ist die Scharfsinnigkeit nicht bloß an die Urteilkraft gebunden, sondern kommt auch dem Witze zu, nur dass sie im erstern Fall mehr der Genauigkeit halber (cognitio exacta), im zweiten des Reichtums des guten Kopfs wegen als verdienstlich betrachtet wird. Weshalb auch der Witz blühend genannt wird, und wie die Natur in ihren Blumen mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein Geschäfte zu treiben scheint, so wird das Talent, was in diesem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach den Zwecken der Vernunft) als das beurteilt, was der ersteren zukommt.

In den folgenden §§ 47 - 53 behandelt Kant Gemütschwächen und -krankheiten. Sie können physiologisch-neurologische Ursachen haben. Anthropologisch sind diejenigen, die ihre Ursachen im Denken haben. Sie äußern sich in verrückten Einstellungen zum Ich, zu den anderen als Auffälligkeiten und werden als solche bezeichnet, wenn zum Beispiel gesagt wird „da habe ich dumm gehandelt“ oder „jemand sei töricht“. Sie können lebenswert sein wie die Steckenpferde, somit tolerierbar wie nicht tolerierbar zum Beispiel die Nutzung des Scharfsinns zum Betrug. Hypochondrie und Manie sind graduelle Unterschiede.

Es ist doch interessant zu sehen, dass der menschliche Geist gerne im Dunklen der Schwächen herumtappt und dementsprechend Bezeichnungen (Begriffe) entwickelt hat (so vorzugsweise in der schönen Literatur) so vor allem für Irrsinn und Grausamkeiten aller Art während die Sprache im Bereich der Vernünftigkeit deutlich wortärmer ist. Und: was wäre Moliere

ohne die Schwächen (wie deren Ausnutzung durch andere) und was wäre der Markt ohne sie: Kant zitiert: *Wenn die Narren zum Markt kommen, freuen sich die Kaufleute.*

Wenn die Vernunft Scharfsinnigkeit ist, so wird man nicht umhin können, auch ihre Abwesenheit festzustellen. Kant nennt diese Schwächen und Krankheiten des Gemüts, wobei diese auf der Ebene der Sinnestätigkeit (untere Ebene) als auch des Vernunftgebrauchs (obere Ebene) auftreten. Es gehört zu einer Anthropologie dazu sich damit zu beschäftigen, in diesem Auszug jedoch wird davon abgesehen. Aus Platzökonomie und auch aus dem Wunsch, auf die Gefühle und das Begehren, das zweite und dritte Buch, überzugehen. Denn auch sie sind mächtige Gestalter des Denkens. Doch einiges folgt noch, so die Diätetik der Zerstreuung und die Talente im Erkenntnisvermögen.

§ 47. Die Zerstreuung (distractio) ist der Zustand einer Abkehrung der Aufmerksamkeit (abstractio) von gewissen herrschenden Vorstellungen durch Verteilung derselben auf andere, ungleichartige. Ist sie vorsätzlich, so heißt sie Dissipation, die unwillkürliche aber ist Abwesenheit (absentia) von sich selbst. Es ist eine von den Gemütschwächen, durch die reproduktive Einbildungskraft an eine Vorstellung, auf welche man große oder anhaltende Aufmerksamkeit verwandt hat, geheftet zu sein und von ihr nicht abkommen, d. h. den Lauf der Einbildungskraft wiederum frei machen zu können. Wenn dieses Übel habituell und auf einen und denselben Gegenstand gerichtet wird, so kann es in Wahnsinn ausschlagen. Aber sich zu zerstreuen, d. h. seiner unwillkürlich reproduktiven Einbildungskraft eine Ablenkung (Diversion) machen, das Nachrumoren im Kopf verhindern will, dies ist ein notwendiges Verfahren der Vorsorge für die Gesundheit seines Gemüts. Das sich Wiedersammeln (collectio animi), um zu jeder neuen Beschäftigung bereit zu sein, ist eine die Gesundheit des Gemüts befördernde Herstellung des Gleichgewichts seiner Seelenkräfte. Dazu ist gesellschaftliche, mit wechselnden Materien, gleich einem Spiel angefüllte Unterhaltung das heilsamste Mittel.

Wer Gemütsfassung beweisen soll, muss drei Aufmerksamkeiten beweisen, erstlich des Sehens auf das, was er jetzt sagt, um es klar vorzustellen, zweitens des Zurücksehens auf das, was er gesagt hat, und dann drittens des Vorhersehens auf das, was er eben nun sagen will. Wer dies vermag, hat schon viel gewonnen.

Von den Talenten im Erkenntnisvermögen

Ist nicht alles schon gesagt worden darüber, was das Denken ausmacht? Es kommt noch etwas dazu, das Bewusstsein der Talente, dass man sein Denken an eine Sache heftet, aus Überzeugung einen anderen Lebensweg einzuschlagen als der aus der Lebenslage heraus naheliegende. So wie Theodor Fontane den Apothekerberuf aufgab, um Schriftsteller zu werden.

§ 54. Unter Talent (Naturgabe) versteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnisvermögens, welche nicht von der Unterweisung, sondern der natürlichen Anlage des Subjekts abhängt. Sie sind der produktive Witz (ingemum strictius s. materialiter dictum), die Sagazität und die Originalität im Denken (das Genie).

„Witz“ bedeutete früher Scharfsinnigkeit, Fähigkeit einen Gegenstand des Interesses unterschiedlich sehen zu können usw.. In „gewitzt sein“ ist das damalige Verständnis noch erhalten, wie im englischen wit, Geist, Esprit sind weitere Ausdrücke.

Der Witz ist entweder der vergleichende (ingenium comparans) oder der vernünftelnde Witz (ingenium argutans). Der Witz paart (assimiliert) heterogene Vorstellungen, die oft nach dem Gesetze der Einbildungskraft (der Assoziation) weit auseinander liegen, und ist ein eigentümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verstande (als dem Vermögen der Erkenntnis des Allgemeinen), sofern er die Gegenstände unter Gattungen bringt, angehört. Er bedarf nachher der Urteilskraft, um das Besondere unter dem Allgemeinen zu bestimmen und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden.

Von dem spezifischen Unterschiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes

§ 55. Es ist angenehm, beliebt und aufmunternd, Ähnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und so, was der Witz tut, für den Verstand Stoff zu geben, um seine Begriffe allgemein zu machen. Urteilskraft dagegen, welche die Begriffe einschränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derselben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, ist aber ernsthaft, strenge und in Ansehung der Freiheit zu denken einschränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Tun und Lassen ist mehr Spiel, das der Urteilskraft aber mehr Geschäfte. Jener ist eher eine Blüte der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. Der im höheren Grade in einem Geistesprodukt beide verbindet, ist

sinnreich (*perspicax*).

§ 56. Um etwas zu entdecken (was entweder in uns selbst oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein besonderes Talent, Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll, eine Naturgabe vorläufig zu urteilen (*iudicii praevis*), wo die Wahrheit wohl möchte zu finden sein, den Dingen auf die Spur zu kommen und die kleinsten Anlässe der Verwandtschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdecken oder zu erfinden.

§ 57. Etwas erfinden ist ganz was anderes als etwas entdecken. Denn die Sache, welche man entdeckt, wird als vorher schon existierend angenommen, nur dass sie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Kolumbus, was man aber erfindet, z. B. das Schießpulver, war vor dem Künstler, der es machte, noch gar nicht gekannt. Beides kann Verdienst sein. Man kann aber etwas finden, was man gar nicht sucht (wie der Goldkoch den Phosphor), und da ist es auch gar kein Verdienst.

Nun heißt das Talent zum Erfinden das Genie. Man legt aber diesen Namen immer nur einem Künstler bei, also dem, der etwas zu machen versteht, nicht dem, der bloß vieles kennt und weiß, aber auch nicht einem bloß nachahmenden, sondern einem seine Werke ursprünglich hervorzubringen aufgelegten Künstler, endlich auch diesem nur, wenn sein Produkt musterhaft ist, d. h. wenn es verdient als Beispiel (*exemplar*) nachgeahmt zu werden. Also ist das Genie eines Menschen »die musterhafte Originalität seines Talents« (in Ansehung dieser oder jener Art von Kunstprodukten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat, ein Genie, da alsdann dieses Wort nicht bloß die Naturgabe einer Person, sondern auch die Person selbst bedeuten soll. In vielen Fächern ein Genie zu sein ist ein vastes Genie (wie Leonardo da Vinci).

§ 58. Ob der Welt durch große Genies im ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande nicht das meiste zum Wachstum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben (indem sie, wenngleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten), mag hier unerörtert bleiben.

Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Ler-

nen und Forschen für stümperhaft erklärt und den Geist aller Wissenschaft mit dem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben konzentriert und kraftvoll zu reichen vorgibt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreier den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachteilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral gleich dem Eingeweihten oder Machthaber vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hierwider anders zu tun, als zu lachen und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?

§ 59. Das Genie scheint auch nach der Verschiedenheit des National-schlages und des Bodens, dem es angeboren ist, verschiedene ursprüngliche Keime in sich zu haben und sie verschiedentlich zu entwickeln. Es schlägt bei den Deutschen mehr in die Wurzel, bei den Italienern in die Krone, bei den Franzosen in die Blüte und bei den Engländern in die Frucht.

Die am Ende des ersten Buches abschließenden Bemerkungen Kants lasse ich jetzt weg, sie sind am Ende meines Versuchs, Kant zu folgen, eingefügt. Welche Aufforderungen sind denn schon formuliert worden? Sich vom Egoismus nicht verleiten zu lassen, pluralistisch-weltoffen-gesellig zu sein, sich selbst beobachten, die Sinnlichkeit und die Einbildungskraft und die Talente zu pflegen, die Urteilskraft zu stärken und, und und. Aber was ist über das Gemüt zu sagen, das beweglich ist, zu bemerken? Ist es die Kehrseite der Vernunft oder die Welt der Stimmungen, Emotionen, Affekte und Leidenschaften? Da muss neu angesetzt werden, was Kant nun im zweiten und dritten Buch sich vornimmt.

Zweites Buch: Von den Gefühlen der Lust und der Unlust

Hat Kant bisher die (bessere) Welt der Vernunft behandelt und geht er jetzt auf die dunkle Welt der Gefühle, der Empfindungen, der Irrungen und Wirrungen über? Ist die erstgenannte Welt ein Wolkenkuckucksheim aus philosophischem Pfeifen im Walde und die zweite das wirkliche Leben? Einer der nach verlorenem Spiel sich vernünftigerweise schwört, den Roulette-tisch auf immer zu meiden, sitzt am nächsten Tag mit anderen Unglücklichen schon wieder dort und verspielt das, was er für seine Heimfahrt zurückgelegt hatte. Und am nächsten Tag den Brautschmuck seiner Frau und schließlich sein Gut. So Fjodor Dostojewski, den wir für einen der genialsten Dichter halten. Sind somit die Bewusstseinsinhalte, die man als hell und vernünftig bezeichnet, letztlich den Gefühlen unterlegen?

Zwischen den eher gefühls- und intellektbetonten Bewusstseinsinhalten besteht vom Erkennen her gesehen kein grundsätzlicher Unterschied, denn auch Gefühle sind ja zunächst nichts anderes als Bewusstseinsinhalte. Sie unterscheiden sich von den Gedanken, die man unter die reflektorische Vernünftigkeit einordnet, dadurch, dass sie andauernd bestehen. Es gibt keinen Moment im Leben, indem nicht gefühlt wird. Sie wie ihre Wechselhaftigkeit bilden den Grundton der Existenz.

Das Gefühl der Lust und der Unlust

§ 60. Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel, sondern wie Erwerb und Verlust, d.h. eines dem anderen nicht bloß als Gegenteil, sondern auch als Widerspiel entgegengesetzt.

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüt macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen) ist mir unangenehm. Es schmerzt mich, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten (in ihm zu bleiben) ist mir angenehm, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Akt (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewusstsein dieses Wechsels eine Zeitfolge, dem Verhältnis der Ursache und Wirkung gemäß.

Lust und Unlust, Wohlgefallen und Missfallen, Vergnügen und Missvergnügen sind Begriffe der Bewusstseinsdiagnostik. Diese Gefühle und der ständige Wechsel zwischen ihnen sind elementar. Sie existieren immer, während Denken als Reflektion der Anlässe bedarf und somit sporadisch ist. Dem Grade nach sind sie heftig oder gemäßigt. Sie bilden die individuelle *Privatgesetzlichkeit* und stehen mehr oder weniger im Ein- oder Missklang zur äußeren Zivilisation und deren Gesetzlichkeit.

Es fragt sich nun, ob das Bewusstsein des Verlassens des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospekt des Eintretens in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke. Im ersten Fall ist das Vergnügen nichts anders als Aufhebung eines Schmerzes, im zweiten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives sein. Es lässt sich aber auch schon zum Voraus erraten, dass das erstere allein stattfinden werde, denn die Zeit schleppt uns vom gegenwärtigen zum künftigen, und dass wir zuerst genötigt werden aus dem gegenwärtigen herauszugehen, unbestimmt in welchen anderen wir treten werden, nur so dass er doch ein anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls sein.

Daraus ergibt sich eine andere als die metrische Sicht auf die Zeit, der Wechsel und die Dauer der Gemütsstimmungen und deren Ausschläge. Der Verstand hat da die Aufgabe nach den Ursachen zu fragen. Neben den äußeren Ereignissen können es ja auch innere sein, die man als unerklärliche Hoch- bzw. Verstimmungen bezeichnen kann. Die Temperamentlehre erklärt es sich aus den Unterschieden einer persönlichen Grundstimmung, das sanguinische Temperament sucht den Wechsel, das phlegmatische vermeidet ihn. Im Fall der Leidenschaften ist es aber schwer, den Verstand herbeizurufen. So ist Dostojewski nach einem bescheidenen Gewinn am Roulette nicht aufgestanden und gegangen, sondern hat alles verspielt, was ihn in die peinliche Lage brachte, den schon sehr verärgerten Iwan Turgenjew um das Geld für die Heimfahrt bitten zu müssen. Aber Pascal's Meinung, dass man sich am besten vor Irrungen schützt, in dem man zu Hause, in der eigenen Kammer, bleibt, ist keine Lösung, da Menschen nun einmal soziale Wesen sind und deshalb mitten im Leben stehen wollen. Die Dauer der epikureischen Mittellage der Zufriedenheit zu verlängern, d.h. während der Dauer der glücklichen Lage besonders vorsichtig zu sein, ist der alte, immer gültige Ratschlag.

Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz das eines Hindernis

des Lebens. Leben aber ist, ein kontinuierliches Spiel des Antagonismus von beiden. Also muss vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen, der Schmerz ist immer das erste. Denn was würde aus einer kontinuierlichen Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern lässt, anders folgen als ein schneller Tod vor Freude? Man sagt ja, nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe glücklicher Tage.

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen, sondern zwischen einem und dem anderen muss sich der Schmerz einfinden. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen, den wir irrigerweise für ein kontinuierlich gefühltes Wohlbefinden halten, da er doch nur aus ruckweise (mit immer dazwischen eintretendem Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Tätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben, ohne diesen würde Leblosgkeit eintreten.

Zur Demonstration sagt er: Warum ist das Spiel (vornehmlich um Geld) so anziehend und, wenn es nicht gar zu eigennützig ist, die beste Zerstreung und Erholung nach einer langen Anstrengung der Gedanken, denn durch Nichtstun erholt man sich nur langsam? Weil es der Zustand eines unablässig wechselnden Fürchtens und Hoffens ist. Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele sein) so anlockend? Weil in allen gewisse Schwierigkeiten, Ängstlichkeit und Verlegenheit zwischen Hoffnung und Freude, eintreten und so das Spiel einander widriger Affekte beim Schlusse des Stücks dem Zuschauer Beförderung des Lebens ist, indem es ihn innerlich in Motion versetzt hat.

Warum ist Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschäftigung ist, und die Ruhe durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde zur fühlbaren Lust, dem Frohsein, wird, da sie sonst nichts Genießbares sein würde. Wen endlich auch kein positiver Schmerz zur Tätigkeit anreizt, den wird allenfalls ein negativer, die Langeweile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist, oft dermaßen affizieren, dass er eher etwas zu seinem Schaden, als gar nichts zu tun sich angetrieben fühlt.

Dieses Verständnis der Dynamik des Gemüts wurde schon in der Antike durch Epikur dargestellt. Und darauf baut die epikureische Glückstheorie

auf. Sie besagt, dass man das ständige Schwanken zwischen den Extremen durch Vernünftigkeit vermeiden soll. Indem man sich versagt, materielle oder ideelle Güter erreichen zu wollen, von denen man sagt, dass sie Glücksgüter sind, vermeidet man die Schmerzen, die sich einstellen, wenn man sie nicht erreicht oder wenn sie sich als schal herausstellen. Das Glück besteht dann darin, dass man sich einen mittleren Gemütszustand, den der Zufriedenheit, erarbeitet hat. Dieser Zustand wird auch dadurch erreicht, dass das Begehren sich nur auf die Bedürfnisse richtet, die notwendig sind und leicht zu erwerben sind. Die moderne Warenwelt sagt das Gegenteil, das Begehren soll sich auf immer neue, noch spektakulärere und somit teurere Glücksbringer heften.

Kant sieht dagegen die Mittellage als den Punkt des Übergangs, daher der Begriff Gleichgültigkeit. Die emotionalen Triebkräfte lassen diesen Stillstand nicht zu, denn dort herrscht die Langeweile, die momentane oder andauernde Leblosigkeit.

Von der langen Weile und der Kurzweil

§ 61. Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anders als sich kontinuierlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen (der also ein ebenso oft wiederkommender Schmerz sein muss). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile für alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind.

Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist akzelerierend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genus aller Art versucht hat, und keiner für ihn mehr neu ist.

Die Zeit passieren zu müssen, wird zur Qual. Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (Horror vacui) und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes. Hieraus erklärt sich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden. Weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen, wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise im Wagen drei Stunden lang mit Gesprächen wohl unterhalten hat, beim Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt, »Wo ist nur die Zeit geblieben!« Da im Gegenteil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzusein uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verlust der Zeit be-

dauern würde.

Es ist die Mission der Geselligkeit, diese Klippen des Lebens zu bewältigen. Da sind sich Kant und Epikur einig, während die Asketen unter den Philosophen (so Pascal) sagen, die Geselligkeit der Ungeselligen ist nicht viel wert, die Stachelschweine, die sich aneinander wärmen wollen, und doch beim Annähern durch ihre Stachlichkeit wieder auseinander getrieben werden. Die bürgerlichen Regeln der Zivilisation sind ein wirksames *Palliativ*, aber es wäre besser, wenn es die Einsicht, das Wohlwollen, wäre.

Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, eben hiermit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er nur ins Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert, wie durch ein Frohsein wegen Befreiung von einer Beschwerde.

Ein Rückblick: *Die Menge der Abschnitte, die den letzten Teil des Lebens mit mannigfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, wird dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden. »Je mehr du gedacht, je mehr du getan hast, desto länger hast du (selbst in deiner eigenen Einbildung) gelebt.« Ein solcher Beschluss des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit. Wie steht es aber mit der Zufriedenheit (acquiescentia) während des Lebens? Sie ist dem Menschen unerreichbar, weder in moralischer (mit sich selbst im Wohlverhalten zufrieden zu sein) noch in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt).*

Mancher wird sagen, dass Glückseligkeit nicht möglich ist, das akzeptiere ich, aber das es auch für die Zufriedenheit nicht gelten soll, nicht. Glück und Zufriedenheit sind aber Idealvorstellungen und sie machen eigentlich nur deutlich, dass man sie nicht erreicht wegen der eigenen Unvollkommenheit.

Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Tätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann, um immer zum Bessern fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte desselben nur komparativ (teils indem wir uns mit dem Lose ande-

rer, teils auch mit uns selbst vergleichen) so zu nennen, nie aber ist sie rein und vollständig. Im Leben (absolut) zufrieden zu sein, wäre tatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Tätigkeit. Eine solche aber kann ebenso wenig mit dem intellektuellen Leben des Menschen zusammen bestehen, als der Stillstand des Herzens.

§ 62. Habituell zur Fröhlichkeit gestimmt zu sein, ist zwar mehrenteils eine Temperamenteigenschaft, kann aber auch oft eine Wirkung von Grundsätzen sein, wie Epikurs von anderen so genanntes und darum verschrienes Wohllustprinzip, was eigentlich das stets fröhliche Herz des Weisen bedeuten sollte. Gleichmütig ist der, welcher sich weder erfreut noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des Lebens gleichgültig, mithin von stumpfem Gefühl ist, sehr unterschieden. Von der Gleichmütigkeit unterscheidet sich die launische Sinnesart, welche eine Disposition zu Anwendungen eines Subjekts zur Freude oder Traurigkeit ist, von denen dieses sich selbst keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondristen anhängt.

Empfindsamkeit ist jener Gleichmütigkeit nicht entgegen. Denn sie ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand sowohl der Lust als Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüt abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist Empfinderei eine Schwäche. Jemand, der anderen Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muss so viel feines Gefühl haben, als nötig ist, um anderer ihre Empfindung nicht nach seiner Stärke, sondern ihrer Schwäche zu beurteilen, und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmut notwendig. Dagegen ist die tatleere Teilnehmung läppisch und kindisch. So kann und sollte es Frömmigkeit in guter Laune geben, so kann und soll man beschwerliche, aber notwendige Arbeit in guter Laune verrichten, denn alles dieses verliert seinen Wert dadurch, dass es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird.

Ich finde, das ist einer der größten Sätze der Anthropologie, man muss für sich, für andere und vor allem für die Kinder alles tun, damit das mürrische Gemüt nicht zum Normalzustand wird. Es gibt Länder, da ist mürrisch sein eine schlimme Untugend und man hütet sich, selbst wenn man betrübt ist, sich so zu zeigen. In anderen wird sie dagegen gepflegt. So wird *ein gewisser Grad von Grobheit für (alte deutsche) Ehrlichkeit* ausgegeben.

Von dem Schmerz, über dem man vorsätzlich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, brütet, sagt man, dass jemand sich etwas (ein

Übel) zu Gemüte ziehe. Man muss sich aber nichts zu Gemüte ziehen, denn was sich nicht ändern lässt, muss aus dem Sinn geschlagen werden, weil es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen.

Sich selbst bessern geht wohl an und ist auch Pflicht, an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rat oder Lehre verstanden wird, die man sich angelegen zu sein den festen Vorsatz fasst, ist eine überlegte Gedankenrichtung. Die Buße des Selbstpeinigens statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung auf einen besseren Lebenswandel ist rein verlorene Mühe und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß dadurch (durch die Reue) sein Schuldregister für getilgt zu halten und so sich die vernünftiger Weise jetzt noch zu verdoppelnde Bestrebung zum Besseren zu ersparen.

§ 63. Eine Art sich zu vergnügen ist zugleich Kultur nämlich Vergrößerung der Fähigkeit noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen, dergleichen das mit Wissenschaften und schönen Künsten ist. Eine andere Art aber ist Abnutzung, welche uns des ferneren Genusses immer weniger fähig macht. Auf welchem Wege man aber auch immer Vergnügen suchen mag, es ist eine Hauptmaxime, es sich so zuzumessen, dass man noch immer damit steigern kann, denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht.

Junger Mensch! (ich wiederhole es) gewinne die Arbeit lieb, versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern so viel als möglich immer nur im Prospekt zu behalten! Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genus frühzeitig ab! Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern lässt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetz unabhängig ist.

§ 64. Wir urteilen aber auch über Vergnügen und Schmerz durch ein höheres Wohlgefallen oder Missfallen an uns selbst (nämlich das moralische, ob wir uns demselben weigern oder überlassen sollen.) Kant sah es wohl als den falschen Platz vor seinem jugendlichen Publikum seine Moral- oder Pflichtenlehre darzustellen. Jedenfalls verstehe ich so diese Andeutung. Aber fragen muss man sich doch, inwieweit diejenigen sich noch schämen können, die es für gerechtfertigt halten, irrational riesige Saläre einzustreichen und damit ja mittelbar die Arbeit aller anderen als nichtwertig verächtlich machen. Kann man das aushalten? Doch nur als Zyniker, der auch

zu anderen schlimmen Tätigkeiten befähigt sein kann.

Der Gegenstand kann angenehm sein, aber das Vergnügen an demselben missfallen. Daher der Ausdruck von einer bitteren Freude. Der Gegenstand kann unangenehm sein, aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck süßer Schmerz. Dagegen kann das Vergnügen zudem noch gefallen, nämlich dadurch dass der Mensch an solchen Gegenständen, mit denen sich zu beschäftigen ihm Ehre macht, ein Vergnügen findet, z. B. die Unterhaltung mit schönen Künsten statt des bloßen Sinnengenusses und dazu noch das Wohlgefallen daran, dass er (als ein feiner Mensch) eines solchen Vergnügens fähig ist.

§ 65. Vergnügen, was man selbst (gesetzmäßig) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt, einmal als Gewinn und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu sein). Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigstens dauerhafter, als im Glücksspiel gewonnenes, und wenn man auch über das Allgemeinschädliche der Lotterie wegsieht, so liegt doch im Gewinn durch dieselbe etwas, dessen sich ein wohl denkender Mensch schämen muss.

Ein Übel, daran eine fremde Ursache schuld ist, schmerzt, aber woran man selbst schuld ist, betrübt und schlägt nieder. Wie ist es aber zu erklären oder zu vereinigen, dass bei einem Übel, was jemanden von anderen widerfährt, zweierlei Sprache geführt wird? So sagt z. B. einer der Leidenden, »Ich wollte mich zufrieden geben, wenn ich nur die mindeste Schuld daran hätte«, ein zweiter aber, »Es ist mein Trost, dass ich daran ganz unschuldig bin.« Unschuldig leiden entrüstet, weil es Beleidigung von einem anderen ist. Schuldig leiden schlägt nieder, weil es innerer Vorwurf ist. Man sieht leicht, dass von jenen beiden der zweite der bessere Mensch sei.

§ 66. Es ist eben nicht die lieblichste Bemerkung an Menschen, dass ihr Vergnügen durch Vergleichung mit anderer ihrem Schmerz erhöht, der eigene Schmerz aber durch die Vergleichung mit anderer ähnlichen oder noch größeren Leiden vermindert wird. Diese Wirkung ist aber bloß psychologisch (nach dem Satze des Kontrastes, opposita iuxta se posita magis elucescunt) und hat keine Beziehung aufs Moralische, etwa anderen Leiden zu wünschen, damit man die Behaglichkeit seines eigenen Zustandes desto inniglicher fühlen möge.

Das wäre Schadenfreude und diese ist die teuflischste aller Freuden. Wenn man sie selbst fühlt, muss man in sich nach den Gründen nachforschen, wenn man sie bei anderen bemerkt, zu diesen auf Dauer Abstand halten,

was oft aber nicht möglich ist, weil der Aufstieg in der Hierarchie der Stände den Zynismus und die Gleichgültigkeit ja die Freude am Schmerz der anderen seltsamerweise oft befördert.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuten kann, dass das Leben überhaupt, was den Genuss desselben betrifft, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Wert und nur, was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet ist, einen Wert habe, denn nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann, der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben bekümmert ist, wird des Lebens nie froh werden.

Wie man gleich sehen wird, ist das zweite Buch eine Art Hinleitung zum dritten, das sich mit dem beschäftigt, was den Menschen ausmacht, etwas für sich oder für andere anzustreben, tätig zu sein. Ein Löwe hat es da einfacher, er schläft 20 Stunden und in den restlichen 4 Stunden besorgt er sich das Nötige. Im Menschenleben sind es 8 Stunden Schlaf und 16 Stunden Besorgnis.

Kant hat in dieses zweite Buch einige Paragraphen über den Geschmack eingefügt, als Maxime der Lebensführung, die stark verkürzt, als Zwischen spiel gewissermaßen, aufgegriffen wird. Es war Alexander Gottlieb Baumgarten, von ihm stammt auch das Wort Ästhetik, der diese Betrachtungsart empfohlen hatte und sie als anzustrebende *Vollkommenheit* der Erkenntnis bestimmt hat. Ist das Denken nicht bereits schön, wenn es vernünftig ist? Jedenfalls bewirkte Baumgartens Konzept eine Welle von Schriften. Kants Beitrag dazu ist der erste Teil der „Kritik der Urteilskraft“. Heute wird Ästhetik als die Lehre vom Kunstschönen gesehen, d.h. auf die künstlerische Produktion begrenzt. Zu Zeiten Baumgartens und Kants wurde das Thema viel weiter interpretiert, die Erörterung des Denkvermögens in Ansehung der Ästhetik, der Urteile, die dem Ideal des Schönen adäquat sind. So sind die Mathematik, Geometrie, die Erkenntnis des Naturschönen (in der Malerei), des Schönen in der Sprache (Literatur) usw. in ihrer potentiellen Vollkommenheit ästhetisch und das Nachdenken darüber führt zu den ästhetischen Urteilen. So bewundert man zum Beispiel in Fontanes „Stechlin“ nicht die Einbildungskraft mit Blick auf die Erzählung äußerer Begebenheiten (es gibt ja keine) sondern die Gewandtheit, die Poesie, den Humor, das treffende Charakterisieren der Personen usw., d.h. das Ausschöpfen dessen, was die Sprache an möglichem Vergnügen in sich birgt. Ästhetik stellt die

Frage nach der Angemessenheit, nach dem Reichtum und der Einheit von Form und Inhalt.

Innerhalb der Anthropologie geht es somit nicht nur um lebenspraktische Vernunft, d.h. Nützlichkeit, die gegebenenfalls auch auf geschmacklose Weise (und vielleicht sogar schneller) erreicht werden kann, sondern auch um ästhetische Lebensführung.

Im § 63 schlägt sich Kant zunächst mit der Terminologie herum, seine Verwunderung über den Begriff Geschmack, der ja nicht das ideelle sondern das leibliche anspricht. *Wie mag es denn gekommen sein, dass vornehmlich die neueren Sprachen das ästhetische Beurteilungsvermögen mit einem Ausdruck (gustus, sapor), der bloß auf ein gewisses Sinneswerkzeug und die Unterscheidung sowohl als die Wahl genießbarer Dinge hinweist, bezeichnet haben?* Und anerkennt danach: Es ist eine (unter anderen) Situation, *wo Sinnlichkeit und Verstand, in einem Genusse vereinigt, so lange fortgesetzt werden können, als bei einer guten Mahlzeit in guter Gesellschaft. Die erstere wird aber hierbei nur als Vehikel der Unterhaltung der letzteren angesehen.* So hat er es ja selbst praktiziert.

In der ästhetischen Anschauung, die eine Bestimmung des Subjekts ist, wird der Begriff Lust durch Wohlgefallen, und Unlust durch Missfallen ersetzt. Und es gilt: Alle Darstellung seiner eigenen Person oder seiner Kunst mit Geschmack setzt einen gesellschaftlichen Zustand (sich mitzuteilen) voraus. In völliger Einsamkeit wird niemand sich sein Haus schmücken. Und daher, so ist zu schließen, ist die ästhetische Urteilskraft, die individuell („über Geschmack lässt sich nicht streiten“) gedacht wird, doch auch wieder von allgemein gültigen Regeln beeinflusst. Bei aller Individualität des Geschmacksurteils, das sich auf die Form bezieht, und ja auch vom ästhetischen Interesse überhaupt bestimmt wird, kann man sagen, Geschmack ist das Vermögen des ästhetischen Urteilsvermögens, allgemein gültig zu wählen. So mit Blick auf die Sitten am Tisch. Man wird den Tabubrecher, der in Pullover und kurzen Hosen ins Theater geht, letztlich doch eher belachen als mit ihm der Meinung sein, dass es allein um den Inhalt des Stücks gehe und die Form seiner Anwesenheit daher nebensächlich sei.

§ 69 Der Geschmack (gleichsam als formaler Sinn) geht auf Mitteilung seines Gefühls der Lust oder Unlust an andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch diese Mitteilung selbst mit Lust affiziert ein Wohlgefallen (complacentia) daran mit anderen (gesellschaftlich) zu empfinden. Also hat der ideale Geschmack eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität.

Den Menschen für seine gesellschaftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht ganz so viel sagen, als ihn sittlich-gut (moralisch) zu bilden, aber bereitet doch durch die Bestrebung in dieser Lage anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden) dazu vor.

Das ist die Mission des ästhetischen Gefühls, das in den folgenden Paragraphen an Beispielen aus der Mode, der Beredsamkeit und Dichtkunst und der (verwerflichen) Üppigkeit erläutert wird. Es ist eine doppelte, sinnliche und sittliche Wirkung. So hat es auch Goethe in seinen Schriften (der „Farbenlehre“ z.B.) gesehen.

Man ist nicht völlig überrascht, wenn Kant wenig freundliches über Mode, nicht nur Kleidung, zu sagen hat. Mode ist Nachahmung und das Moment der Eitelkeit ist in ihr enthalten. Aber Mode ist auch Teilnahme aller Menschen an der Ästhetik, auch einer abweichenden. Alle Kulturentwicklung beruht auf Absonderung des Neuen vom Alten. Sei es Zivilisation oder Kultur, sie treiben in das ästhetische Wollen. Die Kultur ist jedoch oft anmaßend, wenn sie Entwicklung ankündigt und doch nur Krafteffekte liefert. Mal sehen, ob sich nicht vieles da als *Tünnef* erweist und in den Archiven der Irrungen verstaubt.

Das zweite Beispiel, das Kant anspricht, ist die Beredsamkeit und die Dichtkunst. Ob ihm die Kultur der romantischen Schwärmerei gefallen hat, deren Anfänge er ja noch erlebt hat? Dieser Rückgriff auf edle Ritter mit ihren glänzenden Rüstungen und noch edlere Burgfräuleins? Was hat Kant gelesen? Ich vermute, man weiß es nicht. Ich denke, ein wenig autistisch war er schon und kümmerte sich daher um seine Schriften. Das ist das Recht des Alters! Aber eitel war er nie, was sich daran zeigt, dass er sich versagte, als die Königin Luise den berühmten Mann zur Audienz bat. Damals war er schon vom alt werden gezeichnet und das mag ein ästhetischer Grund gewesen sein, der Einladung nicht zu folgen. Er war aber auch verstimmt darüber, dass der König sich nicht zu Pferde dem Volke zeigte, statt dessen in geschlossener Kutsche in Königsberg einzog, als die Stadt aus russischer Souveränität in die preußische zurückkehrte.

Natürlich: Er lobt das Ideenmalen, weil es Ausdruck der Einbildungs- und Dichtungskraft ist. Sinnlichkeit, Vernunft, Ideenmalen und dies mit Geschmack - eine Topik der ästhetischen Lebensführung. Jedenfalls nur so kann das Private, das Recht des Menschen vor dem Kollektiven, auf seine Mündigkeit, Selbstbestimmung und Selbsthelfertum zur Geltung kommen. Aber dieses Recht ist auch Pflicht, sonst wäre es keins.

Drittes Buch: Vom Begehungsvermögen

Im ersten Buch ist das Innere des individuellen Bewusstseins erörtert worden und dies unter dem Gesichtspunkt, welche Inhalte zufließen und wie sie mit Hilfe des Wahrnehmungs- und Vernunftvermögens er- und bearbeitet werden. Im zweiten Buch ging es um das Gemüt, das beweglich ist und das Bewusstsein antreibt, es in wechselnde Stimmungen zwischen Lust und Unlust versetzt. Es fehlt noch die Erörterung, was aus diesem Inneren hinausfließt in die äußere Welt.

Nun geht es um das Wollen und Handeln, genauer um deren Motive, Ausgangspunkt ist das Begehungsvermögen. Auch oder gerade dieses soll vernünftig sein, wie anders könnte man vermeiden, dass man sich *das Leben nicht verdirbt*? Aber *Klarheit und Deutlichkeit* hier herzustellen, d.h. Verworrenheit zu verringern, eine förderliche *Privatgesetzlichkeit* zu entwickeln und ein Ausschöpfen der eigenen Talente zu erreichen, das ist, lapidar gesagt, nicht einfach.

Wie kann man dieses Schwere leicht machen? Es ist ja der *Punkt*, auf den es ankommt, wie ja das Handeln letztlich der Prüfstein der Vernunft ist. Eine Methode ist es, pluralistisch-weltoffen zu sein, praktische Weltklugheit durch die Sinnes- und Vernunftarbeit zu erreichen, sich zu erinnern und vorzuschauen, Themen, die im ersten Buch ja schon behandelt wurden. Wie ja das Denkvermögen seine vornehmste Aufgabe darin findet, das Gemütsleben, die Neigungen, Stimmungen und die Interessen zu prüfen.

Was greift Kant in diesem weiten Feld der Motive auf? Es geht, wie gleich zu sehen sein wird, nicht um spezifisches Handeln, das man Verrichtungen in den unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen nennen kann, sondern um die Triebkräfte und Orientierungen, somit um die Vorbereitung des Handelns im Bewusstsein, *was der Mensch aus sich macht* mit Hilfe seiner intellektuellen Fähigkeiten und des Wollens. Inwieweit es gelingt, ist eine andere Frage, denn man trifft nun auf die Welt und da geht es oft strittig und noch öfters sehr seltsam zu.

Es ist nützlich die Begriffe, die dabei verwendet werden, besser zu kennen als es üblich ist. In diesem Sinne ist das dritte Buch, noch mehr als die ersten beiden, begriffsanalytisch angelegt. Die Unterscheidung erfolgt nach der klassischen Methode, d.h. ausgehend von den Hauptbegriffen *Affekt* und *Leidenschaft*. Sie meinen einerseits die kurzfristig wirkenden Motive des Handelns oder besser gesagt des Verhaltens, die Affekte, und anderer-

seits die andauernd wirkenden Motive, die Neigungen und Leidenschaften.

Dieser neutralen Unterscheidung entgegen steht die Auffassung, dass Affekte und Leidenschaften auch unvernünftige Triebkräfte sein können. Dostojewskis Biographie umfasst gewissermaßen beides, der Spieler, der in seiner Spielleidenschaft im jeweiligen Roulettenburg sich selbst aufgibt, und danach der Autor, der auf leidenschaftliche Weise seinem Talent folgt. Wenn nicht gerade in der Überspitzung dieses exemplarischen Lebens aber doch im Entstehen der Motive und ihrem Widerstreit verläuft der eigene Lebensgang.

Man sollte alles, was nun folgt, so lesen, dass das vorher Gesagte mitbedacht wird, so vor allem die Aufforderung pluralistisch-weltoffen, gesellig, wohlwollend zu sein. Etwa so, wie Fontanes Helden in seinen letzten Romanen, „Stechlin“ und „Mathilde Möhring“ handeln. Bei manchen Begriffen, wie z. B. *Begierde*, soll man nicht vorschnell das heutige Begriffsverständnis unterstellen. Im konkreten Fall sagt man heute wohl Begehren.

§ 73. Begierde (appetitus) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjekts durch die Vorstellung von etwas Künftigem als einer Wirkung derselben. Die habituelle sinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Kraftanwendung zu Hervorbringung des Objekts ist der Wunsch. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet sein, zu deren Herbeischaffung das Subjekt sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein leerer (müßiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Die in Ansehung des Objekts unbestimmte Begierde (appetitus vaga), welche das Subjekt nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen, in welchen es denn eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden (den nichts befriedigt). Die durch die Vernunft des Subjekts schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist Leidenschaft. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subjekt die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen lässt, der Affekt.

Nichts ist schwieriger als Begriffe aus der Welt der Motive festzulegen. Das zeigt sich schon, wenn man z.B. den Begriff Leidenschaft in einem Bedeutungswörterbuch nachschlägt. Alle möglichen Umschreibungen findet man dort, positiv wie negativ gemeinte, und jede Zeit hat ihr eigenes Verständnis und eigenen Gebrauch. Ein leidenschaftlicher Mensch wurde im 18. Jahrhundert eher als ein unbeherrschter oder unvernünftiger, im 19.

Jahrhundert dagegen als ein gefühlvoller wie tiefdenkender gesehen.

Affekten und Leidenschaften unterworfen zu sein, ist wohl immer Krankheit des Gemüts, weil beides die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beide sind auch gleich heftig dem Grade nach, was aber ihre Qualität betrifft, so sind sie wesentlich voneinander unterschieden, sowohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabei anzuwenden hätte.

Das entscheidende Argument ist nicht, Affekte und Leidenschaften aus der *Kraft des Subjekts* verbannen zu wollen, denn sie sind ja elementare Stimmungen und daher *unbezwänglich*, sondern *ihnen unterworfen zu sein*. Der Einwand gegen diese Auffassung lautet, der Mensch ist gerade dann, wenn er ein Ziel leidenschaftlich anstrebt, erfolgreich, sonst nur lau. Dafür stehen jedoch bei Kant die Begriffe Triebkräfte und Neigungen, die die Vernunftüberprüfung einschließt. Es trifft ja zu, dass der Zorn z. B. Menschen zu Leistungen bewegen kann, die er ohne diesen Antrieb (Ansporn) nicht erreichen würde. Es geht somit auch um den Grad und die Orientierung. Die gedankenlose, blinde Leidenschaft ist der schnellste Weg, sich *das Leben zu verderben*. Nicht zu verwechseln mit der Triebkraft oder dem starken Willen, die befähigen ein Ziel tatsächlich zu erreichen. So wenn Alexander von Humboldt tief in der Nacht bei Kerzenlicht am „Kosmos“ schreibt.

Sie kann aber auch herbeigeredet werden. Schaut man sich als Beispiel die Literatur des Expressionismus des frühen 20. Jahrhunderts an, so liest man, dass der *Spießervernunft* der Kampf angesagt wird und dass das *leidenschaftliche Gefühl* über alles gestellt wird. Was ist davon übriggeblieben? Nichts, was heute noch gelesen wird, und wenn, dann bewirkt es Lachen über zeitbedingte Exaltationen. Die politischen Leidenschaften führten, wie man weiß, zu kollektivem Wahnsinn und Terrorismus. Und heutzutage wird man überrascht, wenn man liest, dass eine Firma, die ihre Produkte gewinnbringend verkaufen will, erklärt, dass „Leidenschaft ihr Antrieb“ sei. Wenn man heute sagt, jemand sei ein *Vernunftmensch*, dann will man doch oft sagen, dass es sich um ein eher trocken-phantasieleses Exemplar der Gattung handelt und eine Politikerin, die ihren Abschied genommen hat, lobt sich selbst, indem sie sagt, sie habe ihre Arbeit mit Leidenschaft ausgestaltet. So viel zur Vieldeutigkeit und apologetischen Verwendung, die ja allen Begriffen über Motive, Wollen und Handeln anhaften kann.

Es ist der Stolz der Epoche der Aufklärung auf die Vernunft zu setzen, was aber nicht bedeutet, dass danach die aufgeklärten Zeiten anbrachen. Der Blick Kants auf die Affekte und speziell die Leidenschaften ist jedenfalls

kritisch, was mit einschließt, dass das „sowohl als auch“ jeweils mit bedacht wird. So ist ein Affekt nicht nur eine spontane Stimmungslage, sondern gegebenenfalls auch ein Auslösungspunkt für das Beobachten seiner selbst und damit ein Gegenstand der Vernunftarbeit. Im philosophischen Verständnis von Leidenschaft (wohl besser als Sucht oder Obsession zu titulieren) sieht Kant die Vernunftorientierung als nicht wirksam an, weil es zu ihrem Wesen gehört, die Grenzen der Vernunft und damit der Moral hinter sich zu lassen. Die Fahne der Vernunft hochzuhalten ist ja das Anliegen mehr oder weniger aller Philosophen seit der Antike. Erst in der Philosophie nach Kant kommt der Gedanke auf, dass Spekulation wichtiger sei als der beharrliche Weg der Vernunftarbeit. Da feiert das „Mach’s dunkel“ Triumphe.

Von den Affekten in Gegeneinanderstellung derselben mit der Leidenschaft

§ 74. *Der Affekt ist Überraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüts (animus sui compos) aufgehoben wird. Er ist also übereilt, d.h. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Überlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). Kann man damit ganz einverstanden sein? Sicher, wer lacht, wird nicht vorher die Vernunft fragen, ob er lachen soll. Dieser Affekt ist spontan. Aber wer fröhlich ist, wird ja wissen warum. Jedenfalls gab es einen Moment auf der Skala des Gemüts zwischen Lust und Unlust, wie im zweiten Buch dargestellt, die diese Stimmung bewirkte.*

Was der Affekt des Zorns nicht in der Geschwindigkeit tut, das tut er gar nicht, und er vergisst leicht. Die Leidenschaft hingegen (als zum Begehungsvermögen gehörige Gemütsstimmung) lässt sich Zeit und ist überlegend, so heftig sie auch sein mag, um ihren Zweck zu erreichen. Der Affekt wirkt wie ein Wasser, was den Damm durchbricht, die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Wo viel Affekt ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft. Affekte sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen versteckt, eine Vorstellung, die sich immer tiefer einnistet.

Wer liebt, kann dabei doch wohl noch sehend bleiben, der sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind, wiewohl der letztere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wiederzuerlangen pflegt. Wem der Affekt, der des Zorns z. B., wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, der ist, so gutartig jener auch sein mag, doch einem

Gestörten ähnlich, weil es ihn aber schnell darauf reuet, so ist es nur eine momentane Gemütslage, die man Unbesonnenheit betitelt. Mancher wünscht wohl sogar, dass er zürnen könne, und Sokrates war im Zweifel, ob es nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen. Aber den Affekt so in seiner Gewalt zu haben, dass man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen solle oder nicht, scheint etwas Widersprechendes zu sein. Die Affekte zu spielen, ist eine beliebte wie unerlaubte Technik andere zu täuschen. Die Grenzen sind gleichwohl fließend. Wer oft fröhlich ist, wird es habituell werden, beim Zorn kann Rachsucht bis zur Raserei entstehen.

Leidenschaft wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frei sein kann? Die Affektlosigkeit ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln ist das Phlegma im guten Verstande, eine Eigenschaft des wackeren Mannes (animi strenui), sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Überlegung bringen zu lassen.

Aber viele leiden doch daran, dass ihnen eine positiv antreibende Leidenschaft ausbleibt. Wie anders kann man aus dem Gram der Langeweile, der Eintönigkeit herauskommen? Die entscheidende Hinzufügung im obigen Satz ist aber *ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln.*

Es sind schon manchmal harte Worte gegen die Herrschaft der Affekte und Leidenschaften, die Kant in pädagogischem wie aufklärerischem Furor anwendet! Man sollte sich noch einmal bewusst werden, dass Kant in seinen anthropologischen Kollegs sich an sehr junge Menschen wendet, die sich leicht von inneren und äußeren, dem Publikum anempfohlenen Leidenschaften verleiten lassen. *Vorsichtig und nachsichtig sein*, so der Ratschlag Schopenhauers, den Kant sicherlich mitgetragen hätte. In einem sehr anregenden Buch über japanische Lebentüchtigkeit wird beschrieben, dass es ratsam sei, unter gegenwärtigem Leidensdruck und den damit verbundenen Stimmungen besonders vorsichtig im Umgang mit anderen zu sein, denn es ist ja tatsächlich eine unvernünftige Anmaßung, andere in das eigene Leiden hineinziehen zu wollen.

Der gesunde Menschenverstand verzeiht Affekte. Wenn jemand verliebt ist, wird man sie oder ihn doch auch eher beneiden, jedenfalls nicht Unverstand diagnostizieren. Aber wenn sie monströs werden, dann geißelt er sie, wie es auch Erasmus von Rotterdam in seinen „Adagia“ (auch ein Werk der Lebensklugheit) getan hat. Der Blick in die Geschichte wie in Biographien zeigt, wie berechtigt Kants Bemerkungen sind und den Lobrednern der Gefühligkeit, oft nur ein Ergebnis der Wehleidigkeit, sollte man nicht folgen.

Beherrscht sein ist jedenfalls die bessere Alternative, und sich nicht von Ängsten lähmen lassen und von Obsessionen antreiben zu lassen.

Von der Regierung des Gemüts in Ansehung der Affekte

Wie geht man mit den Affekten am besten um? Da sie zum Leben gehören und jedem und jeder widerfahren, ist die naheliegende Methode die der Selbstbeobachtung und der Gelassenheit, soweit das eigene Temperament es zulässt.

§ 75. Das Prinzip der Apathie (Gemütsruhe), dass nämlich der Weise niemals im Affekt, selbst nicht in dem des Mitleids mit den Übeln seines besten Freundes sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer Grundsatz der stoischen Schule, denn der Affekt macht (mehr oder weniger) blind. Und wie oft kann ein aus dem Zorn herausbrechender Affektausbruch schlimme Folgen nach sich ziehen, eine Rachgier zum Beispiel, die keine Grenzen mehr wahrnimmt.

Öfters wird Spinoza und Kant vorgeworfen, dass sie das Mitleid wenig schätzen, dies als Beweis ihrer angeblichen Gefühlskälte. Das Argument ist irrelevant, denn beiden geht es um die tätig-vernünftige Hilfe (das Wohlwollen) und aus dieser Haltung ist ihnen das untätige Mitleid wenig wert oder nur insofern, dass es zum vernünftigen Handeln hinführt.

Dass gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weisheit der Natur, um provisorisch ehe die Vernunft noch zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen (sinnlichen) Anreizes, als einstweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung beizufügen. Denn übrigens ist Affekt, für sich allein betrachtet, jederzeit unklug, er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen, und es ist also unweise ihn in sich vorsätzlich entstehen zu lassen. Die Betonung liegt auf vorsätzlich.

Gleichwohl kann die Vernunft in Vorstellung des Moralisch-Guten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen (Beispielen), die ihnen unterlegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen (in geistlichen oder auch politischen Reden ans Volk, oder auch einsam an sich selbst) und also nicht als Wirkung, sondern als Ursache eines Affekts in Ansehung des Guten seelenbelebend sein, wobei diese Vernunft doch immer noch den Zügel führt, und ein Enthusiasmus des guten Vorsatzes bewirkt wird, der aber eigentlich zum Begehrungsvermögen und nicht zum Affekt, als einem stärke-

ren sinnlichen Gefühl, gerechnet werden muss.

Wie herrlich dialektisch diese Gedanken sind. Zwar sind die Affekte skeptisch zu sehen, aber man darf dabei nicht übersehen, dass sie nützlich sein können, wenn sie eine Belebung des Willens bewirken. Nur sich ihnen gänzlich zu überlassen, ist ein Übel. Der *Enthusiasmus des guten Vorsatzes* hat Dostojewski am Spieltisch verfehlt, da war er von einem negativen Affekt getrieben, aber später ihn gewonnen. Schopenhauer hatte ihn von Jugend an, aber sich selbst und seinem Werk größten Schaden zugefügt, weil er den Affekt des Beleidigtseins nicht ablegen konnte und maßlos in allen seinen Werken auf die philosophischen Konkurrenten einschimpfte. Und der Dichter und ehrenwerte Oberkirchenrat Johann Peter Hebel konnte *des Pharaospiels kräftigere Geisel, die aus Nesseln geflochten oft genug Haut und Inneres bis zur Entzündung peitscht* (so J. F. Guthsmuts) ebenfalls nicht vermeiden, regelmäßig setzte er *zwei Kronen, die sogleich verloren waren.*

Die Naturgabe einer Apathie bei hinreichender Seelenstärke ist, wie gesagt, das glückliche Phlegma (im moralischen Sinne). Wer damit begabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, dass es ihm leichter wird als anderen, es zu werden. Überhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affekts ausmacht, sondern der Mangel der Überlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in seinem Zustande zu vergleichen. Es ist wie in der Chemie: Erst wenn die Stoffe, sinngemäß die Emotionen und die Vernunft, im richtigen Verhältnis gemischt werden, kommt das angestrebte Ergebnis zustande. Erst 9/10 Kupfer und 1/10 Zinn schaffen den Wert, das hatte man schon vor 6.000 Jahren ermittelt. Die Ermittlung der Proportionalität der Gefühls- und Verstandesmischung ist ein immerwährender Zustand der Annäherung.

Es folgt nun eine Erläuterung der Affektarten an Beispielen, wobei auch Stimmungen, die als tugendhaft gelten, erwähnt werden.

§ 76. *Das Gefühl, welches das Subjekt antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu bleiben, ist angenehm, das aber, was antreibt, ihn zu verlassen, unangenehm. Mit Bewusstsein verbunden, heißt das erstere Vergnügen (voluptas), das zweite Missvergnügen (taedium). Als Affekt heißt jenes Freude, dieses Traurigkeit. Die ausgelassene Freude (die durch keine Besorgnis eines Schmerzes gemäßigt wird) und die versinkende Traurigkeit (die durch keine Hoffnung gelindert wird), der Gram sind Affekte, die dem Leben dro-*

hen. Doch hat man aus den Sterbelisten ersehen, dass doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben, weil der Hoffnung als Affekt durch die unerwartete Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück das Gemüt sich ganz überlässt und so der Affekt bis zum Ersticken steigend ist, dagegen dem immer fürchtendem Grame doch natürlicherweise vom Gemüt auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tötend ist. Wem gegenwärtig alles gelingt und die Erwartung auf noch größeren Erfolg antreibt, befindet sich in einer sehr labilen Lage, die Emile Durkheim als *Anomie* bezeichnet hat.

Affekte können in sthenische, aus Stärke, und asthenische, aus Schwäche, eingeteilt werden, jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüt außer Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stutzig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüt erweckt, sich zur Überlegung zu sammeln, es ist der Anreiz zur Verwunderung (welche schon Überlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht, aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen.

Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstand gegen das Übel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes Übel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Objekt dazu zu wissen, eine Beklommenheit aus bloß subjektiven Ursachen (einem krankhaften Zustande).

Scham ist Angst aus der besorgten Verachtung einer gegenwärtigen Person und, als solche, ein Affekt. Sonst kann einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt, aber dann ist es kein Affekt, sondern wieder Gram, eine Leidenschaft sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber vergeblich, zu quälen, die Scham dagegen, als Affekt, muss plötzlich eintreten.

Lachen mit Affekt ist eine konvulsivische Fröhlichkeit. Weinen begleitet die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit andern Menschen gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung, und diese Empfindung ist Wehmut. Beide aber, das Lachen und das Weinen, heitern auf, denn es sind Befreiungen von einem Hindernis der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Tränen la-

chen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Die Anwendung zu Tränen entsteht aus großmütiger, aber ohnmächtiger Teilnahme am Leiden anderer.

§ 77. *Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d.h. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüts, die letztere mit Überlegung zu übernehmen, ist der Mut, die Stärke des inneren Sinns (ataraxia). Nicht leicht in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit, des zweiten Schüchternheit.*

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt, Mut hat der, welcher mit Überlegung der Gefahr nicht weicht, tapfer ist der, dessen Mut in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt, tollkühn, der bei sichtbarer Unmöglichkeit seinen Zweck zu erreichen sich in die größte Gefahr setzt. Feigheit ist ehrlose Verzagttheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu geraten, denn diese heißt Schüchternheit, sondern bloß ein Zustand und zufällige Disposition, mehrenteils bloß von körperlichen Ursachen abhängig, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefasst genug zu fühlen.

Der Mut beruht auf Grundsätzen und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann als dann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt. Geduld ist eine passive Tugend, weil sie nicht Kraft zum Widerstand aufbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Aber doch auch sehr nützlich. Der Mut als Affekt (mithin einerseits zur Sinnlichkeit gehörend) kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) sein.

Sich durch Sticheleien und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Mut. Es gehört nämlich zur Entschlossenheit etwas, was die Pflicht gebietet selbst auf die Gefahr der Verspottung von anderen zu wagen, sogar ein hoher Grad von Mut, weil Ehrliche die beständige Begleiterin der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefasst ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Mut gibt, sich in Vergleichen

chung mit anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit, im Gegensatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgnis, anderen nicht vorteilhaft in die Augen zu fallen. Jene kann als billiges Vertrauen zu sich selbst nicht getadelt werden. Diejenige Dreistigkeit aber im Anstande, welche jemanden den Anschein gibt, sich aus dem Urtheil anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit, im gemilderten Ausdruck aber Unbescheidenheit, diese gehört also nicht zum Mute in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Mut, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht es allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit muss damit verbunden sein.

§ 78. Die Affekte des Zorns und der Scham haben das Eigene, dass sie sich selbst in Ansehung ihres Zweckes schwächen. Es sind plötzlich erregte Gefühle eines Übels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren. Wer ist mehr zu fürchten? Der, welcher im heftigen Zorn erblasst, oder der hierbei erröthet? Der erstere ist auf der Stelle zu fürchten, der zweite desto mehr hinterher (der Rachgier halber). Im ersteren Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweiten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, dass das Bewusstsein seines Unvermögens der Selbstverteidigung sichtbar werden möchte. Nach meiner Erfahrung ist der mehr zu fürchten, der erblasst.

Beide, wenn sie sich durch die behende Fassung des Gemüts Luft machen können, sind der Gesundheit nicht nachtheilig, wo aber nicht, so sind sie theils dem Leben selbst gefährlich, theils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlassen sie einen Groll, d.h. eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidigung nicht mit Anstand genommen zu haben, welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beide Affekte von der Art, dass sie stumm machen und sich dadurch in einem unvorteilhaften Lichte darstellen.

Der Jähzorn kann durch innere Disziplin des Gemüts noch wohl abgewöhnt werden, aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Scham lässt sich nicht so leicht wegstülzen. Denn wie Hume sagt (der selbst mit dieser Schwäche, der Blödigkeit (Unfähigkeit) öffentlich zu reden, behaftet war), macht der erste Versuch zur Dreistigkeit, wenn er fehl-

schlägt, nur noch schüchterner, und es ist kein anderes Mittel, als von seinem Umgange mit Personen, aus deren Urteil über den Anstand man sich wenig macht, anhebend, allmählig von der vermeinten Wichtigkeit des Urteils anderer über uns abzukommen und sich hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu schätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freimütigkeit, welche von der Blödigkeit und beleidigenden Dreistigkeit gleichweit entfernt ist.

Man könnte an dieser Stelle diese Begebenheit zwischen *le bon David*, der in Gesellschaft ungeschickt war, und Mme Boufflers, die Geliebte des Prinzen Condé, die gleichwohl Hume aus Paris in das unwirtliche England nachreiste, einflechten oder dem Munkeln über die Gräfin Kayserlink und Kant nachsinnen. Das ist dann die Arbeit der biographischen Spürhunde, die in das Allgemeine das Besondere des Lebens einmischen.

Wir sympathisieren zwar mit der Scham des anderen als einem Schmerz, aber nicht mit dem Zorn desselben, wenn er uns die Anreizung zu demselben in diesem Affekt gegenwärtig erzählt, denn vor dem, der in diesem Zustand ist, ist der, welcher seine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, selbst nicht sicher.

Verwunderung (Verlegenheit sich in das Unerwartete zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuströmen der Gedanken zu der unerwarteten Vorstellung desto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls, Erstaunen heißt aber dieser Affekt eigentlich alsdann nur, wenn man dabei gar ungewiss wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geschehe.

*Ein Neuling in der Welt verwundert sich über alles, wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden, macht es sich zum Grundsatz, sich über nichts zu verwundern (*nihil admirari*). Wer hingegen mit forschendem Blicke die Ordnung der Natur in der großen Mannigfaltigkeit derselben nachdenkend verfolgt, gerät über eine Weisheit, deren er sich nicht gewärtig war, in Erstaunen, eine Bewunderung, von der man sich nicht losreißen (sich nicht genug verwundern) kann, welcher Affekt aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird und eine Art von heiligem Schauer ist, den Abgrund des Übersinnlichen sich vor seinen Füßen eröffnen zu sehen. Welch ein Satz! Eine Kurzfassung des zweiten Teils der „Kritik der Urteilskraft“, wie der oft zitierten, von ihm erfassten Grabchrift.*

§ 79. *Durch einige Affekte wird die Gesundheit von der Natur mechanisch befördert. Dahin gehört vornehmlich das Lachen und das Weinen. Das gutmütige (nicht hämische, mit Bitterkeit verbundene) Lachen ist dagegen beliebter und gedeihlicher, nämlich das, was man jenem persischen König hätte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte, »welcher ein neues Vergnügen erfinden würde«. Viel Geld wird heute für dieses Erfinden ausgegeben, doch ist es gut angelegt?*

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes (konvulsivisches) Einatmen, wenn es mit Tränenguss verbunden ist, ist als ein schmerzlinderndes Mittel gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit.

Warum aber lieben junge Leute mehr das tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Eltern etwa ein Fest geben wollen? Die Ursache ist, dass die Kinder getrieben, das Gefährliche zu wagen, vermutlich durch einen Instinkt der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen. Zum Teil aber auch, weil bei dem Leichtsinne der Jugend von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermut übrig bleibt, sondern nur eine angenehme Müdigkeit nach einer starken inneren Motion, welche aufs neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen verwischt sich bei Alten dieser Eindruck nicht so leicht, und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen.

Gewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affekten verwandt, sind es aber doch nicht selbst, weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen, dergleichen das Gräuseln ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespenstererzählungen anhören. Das Schauern, gleichsam mit kaltem Wasser übergossen werden (wie beim Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr obgleich man weiß, dass keine da ist, bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangenehm zu sein scheint. Der Schwindel scheint ihrer Ursache nach in die Klasse solcher idealen Gefahren zu gehören.

Auf einem Brett, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fortschreiten, liegt es aber über einen Abgrund, oder für den, der nervenschwach ist, auch nur über einen Graben, so wird oft die leere Besorgnis der Gefahr wirklich gefährlich.

Ein Akteur, der selbst kalt ist, kann durch einen affektierten (gekünstelten)

Affekt oft mehr rühren als durch den wahren. Ein ernstlich Verliebter ist in der Gegenwart seiner Geliebten verlegen, ungeschickt und wenig einnehmend. Einer aber, der bloß den Verliebten macht und sonst Talent hat, kann seine Rolle so natürlich spielen, dass er die arme Betrogene ganz in seine Schlingen bringt, gerade darum, weil sein Herz unbefangen, sein Kopf klar und er also im ganzen Besitz des freien Gebrauchs seiner Geschicklichkeit und Kräfte ist, den Schein des Liebenden sehr natürlich nachzumachen. Das ehrliche Begehren hat seine eigene Dialektik.

Das gutmütige (offenherzige) Lachen ist (als zum Affekt der Fröhlichkeit gehörend) gesellig, das hämische (Grinsen) feindselig. Der Zerstreute gibt oft zum ersteren Anlass, er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverständige Sonderling wird belächelt, ohne dass es ihm was kostet, er lacht mit. Ein mechanischer (geistloser) Lacher ist schal und macht die Gesellschaft geschmacklos. Der darin gar nicht lacht, ist entweder grämlich oder pedantisch.

Kinder, vornehmlich Mädchen, müssen früh zum freimütigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden, denn die Erheiterung der Gesichtszüge hierbei drückt sich nach und nach auch im Inneren ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes (zum besten) zu haben, ohne doch stachlicht zu sein (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwidern gerüstet und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmütige und zugleich kultivierende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man wie einen Ball dem andern zuschlägt, so ist das Lachen als schadenfroh wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgens halber zum mutwilligen Spiel hingibt oder zum Narren machen lässt, ein Beweis vom schlechten Geschmack sowohl, als stumpfen moralischen Gefühl derer, die darüber aus vollem Halbe lachen können.

Wie menschlich, in ihrer Diagnostik der gemischten Gefühle, die ja das Gemüt durchziehen, sind doch diese Passagen. Zu Beginn der ernste Finger, sich nicht den Affekten und noch weniger überspitzten Leidenschaften zu überlassen, und danach der Blick auf Alltags- und Lebenssituationen, die ja doch sehr viel mit den Affekten als zwar wechselnde aber doch immer vorhandene Stimmungen zu tun haben. Und: Ist es nicht verblüffend, wie Kant

Begriffe, die doch oft erhaben oder dämonisch daherkommen, trocken und auf den Punkt gesehen definiert. Er war ja gesellig und nutzte die Geselligkeit zum Profit der Weltkenntnis.

Von den Leidenschaften

Die Affekte sind im Allgemeinen momentan, an Anlässe des Lebenslaufs gebunden. Man muss ja nicht immer mutig sein, sondern erst im Moment der Gefahr. Die Zuordnung Kants der positiven Affekte steht im Gegensatz zu anderen, so den Katalogen der Tugenden und Untugenden der antiken Autoren. Darin sind sie nicht Affekte sondern Werte, die in allen Lebenslagen abrufbar sein sollen. In seinen beiden Hauptwerken über die Ethik verfährt auch er so. Entsprechend der *pragmatischen Absicht* der Anthropologie wählte er die Unterscheidung nach dem Prinzip der Dauer und dementsprechend sind die Leidenschaften Grundstimmungen oder mehr oder weniger nützliche Orientierungen und somit andauernd. Entweder ist man geizig oder verschwendungssüchtig, und dies mischt sich in alles Handeln. Zunächst unterscheidet er die Ausprägungen, er definiert ein weiteres Mal.

§ 80. Die subjektive Möglichkeit der Entstehung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstellung ihres Gegenstandes vorhergeht, ist der Hang (propensio), die innere Nötigung des Begehrungsvermögens zur Besitznehmung dieses Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt, der Instinkt. Die dem Subjekt zur Regel (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde heißt Neigung (inclinatio). Elternliebe z. B. ist ein instinktives Begehrungsvermögen, Geselligkeit ein Hang, sich an Ziele zu heften eine Neigung.

Und danach folgt die Definition der Leidenschaft im engeren Sinn: *Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, ist die Leidenschaft (passio animi).* Die folgenden Paragraphen behandeln zumeist diese und, in pädagogischer Absicht, hauptsächlich jene, die wie Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht *Krebsschäden* sind.

Das charakteristische wie unangenehme einer Leidenschaft in diesem Sinn liegt somit darin, dass die anderen Regungen (Interessen) im Gemüt verdrängt werden. Das *Nichts im Übermaß* (Inscription am Orakel in Delphi) besagt ja auch, dass durch das Übermaß für das eine alles andere, was das Interesse verdient, verpasst wird. So wie eine Wanderung in schöner Landschaft dadurch verdorben wird, wenn man sich nicht von ihrer Ästhetik affizieren lässt. Man sollte an dieser Stelle noch einmal den § 2 über den

Egoismus (die Krankheit der Einspurigkeit) und Kants Aufforderung pluralistisch-weltoffen zu sein nachlesen. Und sich an den Satz erinnern, dass *in der Regel jede Angewohnheit verwerflich ist*, weil sie die Offenheit der Auswahl ausschließt.

Man sieht leicht ein, dass Leidenschaften an sich nicht unbesonnen sein dürfen wie der Affekt. Denn sie sind mehr als die Affekte handlungsbestimmend. Aber: *Wenn diese Maxime nicht befolgt wird, können sie, umso mehr, da sie einwurzelnd sind, der Freiheit den größten Abbruch tun, und wenn der Affekt ein Rausch ist, kann die Leidenschaft eine Krankheit sein, welche alle Arzneimittel verabscheut. Man benennt sie mit dem Worte Sucht, weil sie nie vollkommen befriedigt sind.* Dostojewski hat sich ja glücklicherweise aus seiner Roulettenburg befreit, während andere große Dichter dieses poetischen Volkes sich in diese Unfreiheit, des religiösen Fanatismus oder politischer Leidenschaft, hineindachten oder dazu durch Despoten verführt wurden.

§ 81. *Leidenschaften (als Zuspitzung) sind Krebschäden für die reine praktische Vernunft (die das Mannigfaltige anschaut und behandelt) und mehrenteils unheilbar, weil der Kranke nicht will geheilt sein. Die Vernunft geht auch im Sinnlich-Praktischen vom Allgemeinen zum Besonderen nach dem Grundsatz, nicht einer Neigung allein zu gefallen und somit die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu stellen, sondern darauf zu sehen, dass jene mit der Summe aller Neigungen zusammen bestehen könne.* Das ist die Anforderung der proportionalen Berücksichtigung der mannigfaltigen Neigungen des Gemüts, die das Bewusstsein reich macht, im entgegengesetzten Fall einspurig, arm.

Es folgt als erstes Beispiel die Ehrbegierde. *Die Ehrbegierde eines Menschen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung seiner Neigung sein, aber der Ehrbegierige will doch auch von andern geliebt sein, er bedarf gefälligen Umgang mit anderen, Erhaltung seines Vermögenszustandes. Ist er nun aber leidenschaftlich-ehrbegierig, so ist er blind für diese Zwecke, dazu ihn doch seine Neigungen gleichfalls einladen, und dass er von andern gehasst, oder im Umgange geflohen zu werden, oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, das übersieht er alles. Es ist Torheit (den Teil seines Zwecks zum Ganzen zu machen).*

Und noch einmal vergleichend: *Der Affekt tut einen augenblicklichen Abbruch an der Freiheit und der Herrschaft über sich selbst. Er ist momentan. Die Leidenschaft gibt sie auf und findet ihre Lust und Befriedigung am*

Sklavensinn. Weil indessen die Vernunft mit ihrem Aufruf zur innern Freiheit doch nicht nachlässt, so seufzt der Unglückliche unter seinen Ketten, von denen er sich gleichwohl nicht losreißen kann, weil sie gleichsam schon mit seinen Gliedmaßen verwachsen sind. Aber Dostojewski hat sich entrissen! Und wir Biedermänner haben das Gefühl der Gefahr des leidenschaftlichen Zuspitzens der Motive. Oder es fehlen uns glücklicherweise die Mittel, sich dieser Gefahr überhaupt nur aussetzen zu können.

Gleichwohl haben die Leidenschaften auch ihre Lobredner gefunden (denn wo finden die sich nicht, wenn einmal Bössartigkeit in Grundsätzen Platz genommen hat?), und es heißt, »dass nie etwas Großes in der Welt ohne heftige Leidenschaften ausgerichtet worden, und die Vorsehung selbst habe sie weislich gleich als Sprungfedern in die menschliche Natur gepflanzt«.

Von den mancherlei Neigungen mag man wohl dieses zugestehen, deren, als eines natürlichen und tierischen Bedürfnisses, die lebende Natur (selbst die des Menschen) nicht entbehren kann. Aber dass sie Leidenschaften werden dürften, ja wohl gar sollten, hat die Vorsehung nicht gewollt, und sie in diesem Gesichtspunkt vorstellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden (nämlich mit Pope zu sagen, »Ist die Vernunft nun ein Magnet, so sind die Leidenschaften Winde«).

Aber der Philosoph darf diesen Grundsatz nicht an sich kommen lassen, selbst nicht um sie als eine provisorische Veranstaltung der Vorsehung zu preisen, welche absichtlich, ehe das menschliche Geschlecht zum gehörigen Grade der Kultur gelangt wäre, sie in die menschliche Natur gelegt hätte.

Einteilung der Leidenschaften

Noch einmal eine unterteilende Anmerkung: Sie werden in die Leidenschaften der natürlichen (angeboren) und die der aus der Kultur der Menschen hervorgehenden (erworbenen) Neigung eingeteilt. Die Leidenschaften der ersteren Gattung sind die Freiheits- und Geschlechtsneigung beide mit Affekt verbunden.

Die der zweiten Gattung sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, welche nicht mit dem Ungestüm eines Affekts, sondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewisse Zwecke angelegten Maxime verbunden sind. Jene können erhitzte (passiones ardentis), diese, wie der Geiz, kalte Leidenschaften (frigidae) genannt werden. Alle Leidenschaften aber sind immer nur von Menschen auf Menschen, nicht auf Sachen gerichtete Begierden.

§ 82. Die Neigung zur Freiheit ist die heftigste unter allen. Sie tritt auf, weil der Mensch in einem Zustand ist, da er es nicht vermeiden kann, mit anderen in wechselseitige Ansprüche zu kommen. Wer nur nach eines anderen Wahl glücklich sein kann (dieser mag nun so wohlwollend sein, als man immer will), fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleistung hat er, dass sein mächtiger Nebenmensch in dem Urteile über das Wohl mit dem seinen zusammenstimmen werde? Der noch nicht an Unterwürfigkeit Gewöhnte kennt kein größeres Unglück als in diese zu geraten und das mit Recht, so lange noch kein öffentliches Gesetz ihn sichert, bis ihn Disziplin allmählig dazu geduldig gemacht hat. Daher sein Zustand des beständigen Streitens, in der Absicht andere so weit wie möglich von sich entfernt zu halten.

So erweckt nicht allein der Freiheitsbegriff unter moralischen Gesetzen einen Affekt, der Enthusiasmus genannt wird, sondern die bloß sinnliche Vorstellung der äußeren Freiheit erhebt die Neigung darin zu beharren oder sie zu erweitern durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe bis zur heftigen Leidenschaft.

Dieser Trieb, seinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus und lässt eine Bösartigkeit hervorscheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genötigt sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreien erwidert wird. Eben dasselbe geschieht, wenn es durch seine eigene Schuld fällt. Man erinnert sich an Karl (§ 1) wie an die eigene Jugendzeit. Und an das Wort Kants, dass die Menschen sich nicht als Zwecke behandeln sollen, es gleichwohl tun.

Die Jungen anderer Tiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig untereinander, und es ist, als ob ein gewisser Rechtsbegriff (der sich auf die äußere Freiheit bezieht) sich zugleich entwickele und nicht etwa allmählich erlernt werde.

Man sagt zwar von Menschen, dass sie gewisse Dinge leidenschaftlich lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder hassen, aber man nennt diese verschiedene Neigungen oder Abneigungen nicht ebensoviel Leidenschaften, weil es nur so viel verschiedene Instinkte, d. h. so vielerlei bloß Leidendes im Begehrungsvermögen, sind und daher nicht nach den Objekten des Begehrungsvermögens als Sachen (deren es unzählige gibt), sondern nach dem Prinzip des Gebrauchs oder Missbrauchs, den Menschen von ihrer Person und Freiheit untereinander machen, da ein Mensch den ande-

ren bloß zum Mittel seiner Zwecke macht, klassifiziert zu werden verdienen.

Leidenschaften gehen eigentlich nur auf Menschen und können auch nur durch sie befriedigt werden. Diese Leidenschaften sind Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht. Da sie Neigungen sind, welche bloß auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, so haben sie insofern den Anstrich der Vernunft, nämlich der Idee eines mit der Freiheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzustreben. Der Besitz der Mittel zu beliebigen Absichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung.

Sie können auch daher Neigungen des Wahnes genannt werden, welcher darin besteht, die bloße Meinung anderer vom Werte der Dinge dem wirklichen Werte gleich zu schätzen. Es ist die Kunst der Despoten dies zu erreichen.

§ 83. *Da Leidenschaften nur von Menschen auf Menschen gerichtete Neigungen sein können, sofern diese auf miteinander zusammenstimmende oder einander widerstreitende Zwecke gerichtet, d.h. Liebe oder Hass sind, der Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Begriff der äußern Freiheit hervorgeht, weit wichtiger und den Willen weit stärker bewegender Antrieb ist, als der des Wohlwollens, so ist der Hass aus dem erlittenen Unrecht, d. h. die Rachbegierde, eine Leidenschaft, welche aus der Natur des Menschen unwiderstehlich hervorgeht, und, so böse sie auch ist, doch die Maxime der Vernunft vermöge der erlaubten Rechtsbegierde, deren Analogon jene ist, mit der Neigung verflochten und eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten sich einwurzelnden Leidenschaften, die, wenn sie erloschen zu sein scheint, doch immer noch insgeheim einen Hass, Groll genannt, als ein unter der Asche glimmendes Feuer überbleiben läßt.*

Die Begierde, in einem Zustande mit seinen Mitmenschen und in Verhältnis zu ihnen zu sein, da jedem das zuteil werden kann, was das Recht will, ist freilich keine Leidenschaft, sondern ein Bestimmungsgrund der freien Willkür (des Willens) durch reine praktische Vernunft.

Aber die Erregbarkeit derselben durch bloße Selbstliebe, d.h. nur zu seinem Vorteil, nicht zum Behuf einer Gesetzgebung für jedermann, ist sinnlicher Antrieb des Hasses, nicht der Ungerechtigkeit, sondern des gegen uns Ungerechten, welche Neigung (zu verfolgen und zu zerstören), da ihr eine

Idee, obzwar freilich selbstüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenschaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnsinn heftig ist, sich selbst dem Verderben auszusetzen, wenn nur der Feind demselben nicht entrinnt, und (in der Blutrache) diesen Hass gar selbst zwischen Völkerschaften erblich zu machen, weil, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächten schreie, bis das unschuldig vergossene Blut wieder durch Blut - sollte es auch das eines seiner unschuldigen Nachkommen sein - abgewaschen wird. Das ist die Leidenschaft zum Äußersten zu gehen, die letztendliche Destruktion, wie sie ja auch Sigmund Freud unter dem Eindruck seiner Zeit untersucht hat. Man muss ja auch Kants Zeitumstände sehen, den Terrorismus im Verlauf der französischen Revolution.

§ 84. Die Neigung, Einfluss auf andere Menschen zu haben, die Herrschsucht, nähert sich am meisten der technisch-praktischen Vernunft, d. h. der Klugheitsmaxime. Denn anderer Menschen Neigungen in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist beinahe ebensoviel als im Besitz anderer, als bloßer Werkzeuge seines Willens, zu sein. Kein Wunder, dass das Streben nach einem solchen Vermögen, auf andere Einfluss zu haben, Leidenschaft wird.

Dieses Vermögen enthält gleichsam eine dreifache Macht in sich, Ehre, Gewalt und Geld, durch die, wenn man im Besitz derselben ist, man jedem Menschen, wenn nicht durch einen dieser Einflüsse, doch durch den andern beikommen und ihn zu seinen Absichten brauchen kann.

§ 85. Die Ehrsucht ist nicht Ehrliche, eine Hochschätzung, die der Mensch von anderen wegen seines inneren (moralischen) Werts erwarten darf, sondern Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Man darf dem Hochmut (einem Ansinnen an andere, sich selbst in Vergleichung mit uns selbst gering zu schätzen, eine Torheit, die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) diesem Hochmut, sage ich, darf man nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Toren über ihn Gewalt. Schmeichler, Ja-herren, die einem bedeutenden Mann gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwach machende Leidenschaft und sind die Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Hochmut ist eine verfehlte, ihrem eigenen Zweck entgegen handelnde Ehrbegierde und kann nicht als ein absichtliches Mittel, andere Menschen (die er von sich abstößt) zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen werden, vielmehr ist der Hochmütige das Instrument der Schelme, Narr genannt.

Einstmals fragte mich ein sehr vernünftiger, rechtschaffener Kaufmann, »warum der Hochmütige jederzeit auch niederträchtig sei« (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht, dass der mit seinem Reichtum als überlegener Handelsmacht Großtuende beim nachher eingetretenen Verfall seines Vermögens sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war diese, dass, da der Hochmut das Ansinnen an einen anderen ist, sich selbst in Vergleichung mit jenem zu verachten, ein solcher Gedanke aber niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher sich selbst zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmut an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes, vorbedeutendes Kennzeichen abgebe.

Die Herrschsucht ist an sich ungerecht, und ihre Äußerung bringt alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an von andern beherrscht zu werden und ist darauf bedacht, sich bei Zeiten in den Vorteil der Gewalt über sie zu setzen, welches doch ein missliches und ungerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen, weil es teils den Widerstand aufruft und unklug, teils der Freiheit unter Gesetzen, worauf jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist.

Habsucht, das Geld, ist die Losung, und wen Plutus begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat (wenigstens nicht haben darf) als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menschen, hiermit aber auch alles Physisch-Guten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentiert wird, hat eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt auch ohne Genuss in dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichtung (des Geizigen) auf allen Gebrauch eine Macht enthält, von der man glaubt, dass sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sei.

Diese ganz geistlose, wenn gleich nicht immer moralisch verwerfliche, doch bloß mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel seines großen Einflusses halber auch schlechthin den Namen eines Vermögens verschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetreten ist, keine Abänderung verstattet und, wenn die erste der drei gehasst, die zweite gefürchtet, sie als die dritte verachtet macht.

Nur dem Alter? Die Habsucht einer Frau, Ayn Rand, deren akademische Anhänger, die Chikago-Boys, sie dadurch ehrten, dass sie auf ihr Grab einen Kranz in Form eines Dollarzeichens legten, besagte: Machen Sie al-

les so schnell wie möglich zu Geld, was Ihnen nur unter die Finger kommt, ein *Schulwitz* mit fatalen Folgen. Da ist man mitten in der Gegenwart und der durch diese Leidenschaft oder Anmaßung, viel zu harmlos Neoliberalismus genannt, verursachten Übel.

Merkwürdig wie doch eigentlich leicht durch Nachdenken erkennbare Verücktheiten, sogar allgemein als höhere Weisheit geschätzt, doch Furore machen können. Kant steht am Ende der Aufklärungsepoche, der die Romantik mit ihrem Hang nach dem Dunklen, dem Unbewussten, der kühnen Spekulation folgt. Darauf folgt der Extremismus, das Zeitalter der Extreme (Eric Hobsbawn), der Brutalität. Dass die Warnungen Kants beherzigenswert sind, lässt sich da leicht belegen.

Man sieht an diesem Beispiel: *Leidenschaften sind nicht nur unglückliche Gemütsstimmungen, die mit viel Übeln schwanger gehen, sondern auch ohne Ausnahme böse, und die gutartigste Begierde, wenn sie auch auf das geht, was (der Materie nach) zur Tugend, z. B. der Wohltätigkeit gehörte, ist doch (der Form nach), sobald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht bloß pragmatisch verderblich, sondern auch moralisch verwerflich.*

§ 86. *Unter dem Wahne, als einer Triebfeder der Begierden, verstehe ich die innere praktische Täuschung, das Subjektive in der Bewegursache für objektiv zu halten. Die Natur will von Zeit zu Zeit stärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Tätigkeit des Menschen aufzufrischen, damit er nicht im bloßen Genießen das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu diesem Zwecke hat sie sehr weise und wohlthätig dem von Natur faulen Menschen Gegenstände seiner Einbildung nach als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorgespiegelt, die ihm, der ungern ein Geschäfte unternimmt, doch genug zu schaffen machen und mit Nichtstun viel zu tun geben, wobei das Interesse, was er daran nimmt, ein Interesse des bloßen Wahnes ist und die Natur also wirklich mit dem Menschen spielt und ihn (das Subjekt) zu seinem Zwecke spornt, indessen dass dieser in der Überredung steht (objektiv), sich selbst einen eigenen Zweck gesetzt zu haben. Diese Neigungen des Wahnes sind gerade darum, weil die Phantasie dabei Selbstschöpferin ist, dazu geeignet, um im höchsten Grade leidenschaftlich zu werden, vornehmlich wenn sie auf einen Wettstreit der Menschen angelegt sind.*

Die Spiele des Knaben im Ballschlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenspielen, weiterhin des Mannes im Schach- und Kartenspiel (wo in der einen Beschäftigung der bloße Vorzug des Verstandes, in der zweiten zugleich der

bare Gewinn beabsichtigt wird), endlich des Bürgers, der in öffentlichen Gesellschaften mit Faro oder Würfeln sein Glück versucht, werden insgesamt unwissentlich von der weiseren Natur zu Wagstücken, ihre Kräfte im Streit mit anderen zu versuchen, angespornt, eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwei solche Streiter glauben, sie spielen unter sich, in der Tat aber spielt die Natur mit beiden, wovon sie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn sie bedenken, wie schlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke passen.

Aber das Wohlbefinden während dieser Erregung, weil es sich mit (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verschwivert, ist eben darum die Ursache eines Hanges zur heftigsten und lange dauernden Leidenschaft.

Neigungen des Wahnes machen den schwachen Menschen abergläubisch und den Abergläubigen schwach, d.h. geneigt, von Umständen, die keine Naturursachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) sein können, dennoch interessante Wirkungen zu erwarten. Jäger, Fischer, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) sind abergläubisch, und der Wahn, der zu der Täuschung, das Subjektive für objektiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkenntnis der Sache selbst zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich.

Zu den Metamorphosen des Gemütslebens gehören die Affekte und Leidenschaften, wie sie ja bei Kindern unmittelbar bemerkbar sind. Aber wie gedankenreich und farbig ist diese Diagnostik und wenn wir als vom gesunden Menschenverstand affizierten Biedermänner so klug sind, sie in ihrer extremen Ausprägung zu vermeiden, und darin die Mission der Zivilisation besteht, sind wir doch geschützt. Aber es ist nützlich sie in ihrer potentiellen Radikalität und Gewalttätigkeit einmal kennen gelernt zu haben. Und wie schnell existiert diese, wenn gestritten wird und die Masken fallen!

Es ist vernünftig, sich aus dem Getümmel der Affekte und Leidenschaften klug herauszuhalten, auf der Bahn des Lebens gemächlich sich zu bewegen, wie es ja die meisten schließlich tun. Es geht eigentlich nur darum, die Strecke zwischen Geburt und Tod mit Anstand zu bewältigen, d.h. eine positive *Privatgesetzlichkeit*, die das Wohlwollen mit den Mitlebenden nicht ausschließen darf, und den *Enthusiasmus des guten Vorsatzes* auszubilden.

Die beiden letzten Paragraphen des dritten Buches sind synthetisch. Welches sind die allgemeinsten Orientierungen des Lebens, die Werte. Kant

unterteilt sie als physisches Gut, den Leib, die Existenz betreffend einerseits und als physisch-moralisches Gut, das Verhalten in der Welt betreffend, die Humanität, andererseits.

Von dem höchsten physischen Gut

§ 87. Der größte Sinnengenuss, der gar keine Beimischung von Ekel bei sich führt, ist im gesunden Zustande Ruhe nach der Arbeit. Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zustande ist Faulheit.

Doch ist eine etwas lange Weigerung, wiederum an seine Geschäfte zu gehen, und das süße für niente zur Kräftesammlung darum noch nicht Faulheit, weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beschäftigt sein kann, und auch der Wechsel der Arbeiten ihrer spezifischen Beschaffenheit nach zugleich so vielfältige Erholung ist, da hingegen an eine schwere unvollendet gelassene Arbeit wieder zu gehen ziemliche Entschlossenheit erfordert.

Die stärksten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unsichtbar das menschliche Geschlecht durch eine höhere, das physische Weltbeste allgemein besorgende Vernunft (des Weltregierers) vertreten, ohne dass menschliche Vernunft dazu hinwirken darf, sind Liebe zum Leben und Liebe zum Geschlecht, die erstere um das Individuum, die zweite um die Spezies zu erhalten, da dann durch Vermischung der Geschlechter im ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortschreitend erhalten wird, unerachtet diese absichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet, welche doch die immer an Kultur wachsenden vernünftigen Geschöpfe selbst mitten in Kriegen nicht hindert, dem Menschengeschlecht in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig sein wird, im Prospekt unzweideutig vorzustellen.

Der Leib ist die Methode der Natur, dem Menschen seine Bestimmung zu zeigen, d. h. die Erdoberfläche zu bevölkern, für seine Lebenszeit heimisch auf ihr zu werden. Die Verwandtschaft zu den Vorgekommenen und den Nachkommen ist der eigentliche Grund der Liebe, die Tod und Geburt als die Methode der Natur, neues Leben zu schaffen (so Goethe), umfasst. Der Streit, der Krieg, mischt sich da auch mit ein. Und dazu sollte man unbedingt seine Schrift „Vom ewigen, d.h. dauerhaften, Frieden“, die ein Postulat der Menschenrechte beinhaltet, lesen. Ist der Mensch insofern unglücklich, weil er zankt? Und die Pflanzen und Tiere sind glücklich, weil sie spielen? Wie werden Menschen in fünfhundert oder tausend Jahren sein? Die Evolution geht ja weiter! Das klingt ja etwas pathetisch, aber ich

konnte diese Bemerkung nicht unterdrücken.

Von dem höchsten moralisch-physischen Gut

§ 88. *Die beiden Arten des Gutes, das physische und moralische, können nicht zusammen gemischt werden, denn so würden sie sich neutralisieren und zum Zweck der wahren Glückseligkeit gar nicht hinwirken, sondern Neigung zum Wohlleben und Tugend im Kampfe miteinander und Einschränkung des Prinzips der ersteren durch das der letzteren machen zusammenstoßend den ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Teil nach sinnlichen, dem anderen aber moralisch intellektuellen Menschen aus, der aber, weil im Gebrauch die Vermischung schwerlich abzuhalten ist, einer Zersetzung durch gegenwirkende Mittel (reagentia) bedarf um zu wissen, welches die Elemente und die Proportion ihrer Verbindung ist, die, miteinander vereinigt, den Genuss einer gesitteten Glückseligkeit verschaffen können.*

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Es kommt hier nicht auf den Grad des ersteren an, denn da fordert einer viel, der andere wenig, was ihm dazu erforderlich zu sein dünkt, sondern nur auf die Art des Verhältnisses, wie die Neigung zum ersteren durch das Gesetz der letzteren eingeschränkt werden soll.

Kants Empfehlungen zur Geselligkeit, dem Umgang mit sich selbst und mit anderen Menschen, lauten wie folgt: *Die Umgänglichkeit ist eine Tugend. Das Wohlleben, was zu der letzteren noch am besten zusammen zu stimmen scheint, ist eine gute Mahlzeit in guter (und wenn es sein kann, auch abwechselnder) Gesellschaft. So unbedeutend die Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem rein moralischen vergleicht, so ist doch alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren bestände, ein die Tugend vorteilhaft kleidendes Gewand. Und fügt hinzu: Die Geselligkeit ist der Tugend in ernsthafter Rücksicht zu empfehlen. Der Purismus des Zynikers und die Fleischestötung des Eremiten (Anachoreten) ohne gesellschaftliches Wohlleben sind verzerrte Gestalten der Tugend und für diese nicht einladend, sondern von den Grazien verlassen, können sie auf Humanität nicht Anspruch machen.*

In dieser oft zitierten Passage verbindet sich dieser letzte Paragraph mit den ersten beiden, vom Ich und vom Bewusstsein seiner selbst. Pluralistisch sein, beobachten, die Topik des Lebens sich erarbeiten, das Leben sich nicht durch allerlei Eingebungen oder Fremddeutungen verderben (lassen)

und vieles andere mehr, das Programm des Handwerkersohns Kant.

Ich denke, es ist richtig, an dieser Stelle die abschließenden Bemerkungen des ersten Buches einzufügen, weil sie die Mission der Vernunft, die Menschen aller Zeiten als das anthropologisch Wichtigste bezeichnen, auf den Punkt bringt.

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Erkenntnisvermögens zu seiner eigenen Beförderung selbst im theoretischen Erkenntnis doch der Vernunft bedarf, welche die Regel gibt, nach welcher es allein befördert werden kann, so kann man den Anspruch, den die Vernunft an dasselbe macht, in die drei Fragen zusammenfassen, welche nach den drei Fakultäten desselben gestellt sind,

Was will ich ? (fragt der Verstand)

Worauf kommt es an ? (fragt die Urteilskraft)

Was kommt heraus ? (fragt die Vernunft.)

Der Verstand vertreibt die Finsternis der Unwissenheit. Die Urteilskraft verhütet die Irrtümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenstände erscheinen. Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrtümer (die Vorurteile) und sichert hiermit den Verstand durch die Allgemeinheit der Prinzipien.

Für das Denken können folgende Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden,

Selbst denken.

Sich (in der Mitteilung mit Menschen) in die Stelle jedes anderen zu denken.

Jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist, »der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit«. Statt dessen, dass bis dahin andere für ihn dachten und er bloß nachahmte oder am Gängelbände sich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenngleich noch wackelnd, fortzuschreiten.

Das ist der Optimismus der Aufklärung in einem Satz. Und, was kam heraus? Das ist ein Thema für die Geschichtsschreibung und diese weiß zu oft nichts Gutes zu berichten. Die Romantik hat den vernünftigen Optimismus

Kants beiseite gelegt, er war zu langweilig geworden, er hat die Nerven nicht in dem gewünschten Maß angestachelt und so richtete sich der Blick auf das Dämonische, Ungeschlachte. Lauterkeit, Wohlwollen und Vornehmheit, die schönen Tugenden der Vernunft, blieben auf der Strecke, spätestens als die Armeen des ersten Weltkriegs loszogen. Und wir gehen immer noch *wackelnd* voran, warum eigentlich?

Mein kleiner Ausflug in die Welt der Philosophie Kants ist damit beendet. Mit Schopenhauer fängt man an, dann kommt man zu den Engländern, John Locke und David Hume, danach zu Friedrich Nietzsche, möglicherweise lässt man sich von Sigmund Freud *affizieren* und schließlich landet man doch bei Immanuel Kant.

Literatur

Immanuel Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Reclam Verlag, Stuttgart 2008.

Als parallel zu lesende Literatur empfehle ich:

Horn, Christoph: Antike Lebenskunst. Verlag C.H. Beck, München 1998. Da wird alles angesprochen, was zu bedenken ist und vor 2 ½ Tausend Jahren schon über den Menschen, sein Denken und sein Verhalten, erörtert wurde.

Landmann, Michael: Philosophische Anthropologie. Sammlung Göschen, Berlin 1964. Eine Sammlung der Lehrmeinungen (dieses Werk dürfte aber nur noch antiquarisch zu erwerben sein). Man sollte es lesen mit einem heiteren Sinn, weil es ja einerseits ehrenwert ist, Grundtatsachen der menschlichen Existenz fassen zu wollen, andererseits die Behauptung, sie nun gefunden zu haben, angesichts der Vielzahl und Unvereinbarkeit dessen, was da jeweilig behauptet wird, vom dumpfen Willen, von Libido und Destruktion, vom Willen zur Macht, von kollektiven-völkischen „Missionen“ usw., doch nahe legt, auf dem Boden des eigenen Denkvermögens und des „trockenen“ Pragmatismus Kants zu verbleiben.

Gulyga, Arsenij: Immanuel Kant. Suhrkamp Verlag 2004, m.E. die einfühlsamste Biographie.

Aster, Ernst v.: Geschichte der Philosophie. Das sechste Kapitel stellt die Themen der Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts zusammen. (nur noch antiquarisch zu erwerben).

Aster, Ernst v. (Hrsgb.): Immanuel Kants populäre Schriften. Darin die Einleitung des Herausgeber, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, Was heißt: Sich im Denken orientieren? Und: Der Streit der Fakultäten, das ist die Antwort Kants auf den Brief des Staatsministers Woellner, eine Abmahnung und Androhung ernsterer Konsequenzen. (Eine Schrift aus den 1920er Jahren).

Schmidt, Raymond: Die drei Kritiken in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtwerk Kants (nur antiquarisch erwerbbar).

Die Kritiken und die weiteren Hauptwerke Kants sind im Reclam Verlag erschienen.